
Jon A. Sender

Harte Jahre für Zonenbürger Marburg 1946/47



Im Anhang: Erinnerungen von OP-Lesern an
«Marburg nach 1945»

OP REPORT 6

Dokumentation aus der Oberhessischen Presse

OP REPORT 6

Herausgeber: Paul-Josef Raue,
Chefredakteur der Oberhessischen Presse

Gestaltung: Gerhard Exel

Verlag und Druck: Johann August Koch,
Druckerei und Verlag der Oberhessischen Presse,

Marburg 1993

ISBN 3-924269-98-X

VORWORT

«Eigentlich war damals alles noch wesentlich härter»

Am 28. März 1945 sass der Marburger Theologie-Professor Rudolf Bultmann in seinem Arbeitszimmer, schaute in das breite Tal der Lahn und sah die amerikanischen Soldaten, die langsam, von Giessen kommend, auf Marburg marschierten.

Kampflos, ohne Widerstand und somit ohne Blutvergiessen ergab sich die Stadt den Amerikanern: Das war das Ende des Krieges in Marburg. Gleichwohl begann wieder eine schwere Zeit für die Menschen, – «die schlechteste Zeit, die ich kennenlernen musste ausser der Gefangenschaft», erinnert sich Jon A. Sender, der den Roman der Marburger Nachkriegszeit geschrieben hat.

Eine auffallend grosse Zahl von Romanen und Erzählungen aus der Zeit nach dem Krieg erschien in den vergangenen Monaten, darunter «Aufzeichnungen aus einem Erdloch», den Wolfgang Koeppen 1948 unter dem Pseudonym Jakob Littner veröffentlicht hatte und den er 1992 erstmals unter seinem Namen verlegen liess.

Auf den letzten Seiten zeichnet Koeppen das Bild des Heimkehrers, wie es immer wieder in den Erinnerungen auftaucht, oft mit denselben Worten:

«Es war heller Mittag, ein Tag im August 1945, und als ich aus den Ruinen des Münchener Hauptbahnhofs kam, glaubte ich in einer Gespensterstadt zu sein. Ich fand vernichtet, was mir einst teuer war...»



Paul-Josef Raue, Chefredakteur der «Oberhessischen Presse», lektorierte den Roman von Jon A. Sender und schrieb das Vorwort.

Die Furie des Krieges hat die Stadt gezeichnet. Auch hier haben die Menschen Unsagbares erlebt, haben gelitten, sind gestorben oder wie durch ein Wunder gerettet worden.»

Anfang der 50 er Jahre schrieb auch Heinrich Böll seinen Roman der Nachkriegszeit, den aber schon keiner mehr lesen wollte: Er wurde erst 1992 aus dem Nachlass veröffentlicht. Böll schildert in seinem frühen Roman «Der Engel schwieg» die kleinen Schrecken und Wunder des Alltags, die das Leben mehr prägten als grosse Gespräche, Ideen und Visionen:

«Er bekam wirklich Brot auf die Marken in einer Bäckerei um die Ecke, es wurde sorgfältig abgewogen, fünf Scheiben, und da die letzte, die die Frau auf die Waage warf, zu dick war, so dass der Zeiger der Waage auf zweihundertsiebzig Gramm schlug, schnitt sie eine Ecke ab und legte sie in einen besonderen Korb...

Und er feierte den Beginn des Friedens auf einem Mülleimer sitzend, indem er vorsichtig und feierlich seine Brotscheiben ass und nachdenklich die Groschen zählte, die er von der Bäckerin zurückbekommen hatte.»

Immer wieder Zigaretten und richtiger Bohnenkaffee: Das war ein Stück Paradies im unwirtlichen Alltag nach dem Krieg; und immer wieder bei Böll, bei Sender und den anderen diese Themen, um die das Leben kreiste: Der Hunger und die Liebe, Schwindsucht, der allgegenwärtige Tod und der Schwarzmarkt.

Die Erzählungen von Kay Boyle, oder genauer: ihre Reportagen, stellen einen Glücksfall dar. Die Amerikanerin reiste als Journalistin durch das zerstörte Deutschland und wohnte 1948 von Mai an

ein gutes halbes Jahr mit ihren drei jüngsten Kindern in Marburg:

«Die Familie hatte seit Mai in dem freundlichen, sonnendurchfluteten Haus an dem deutschen Hang gelebt – einem Haus, das vielleicht in die Szenerie eines schäbigen, heruntergekommenen Hollywoods gepasst hätte –, dessen lange, breite Fenster auf der Südseite den Liebreiz des Flusstals einfingen, und das ein wenig niedriger als das sich auf dem gegenüberliegenden Hügel würdevoll über die grauen Dächer der Stadt erhebende Schloss aus dem elften Jahrhundert stand. Obwohl hinter dem Haus der Wald begann und vor dem Haus anstelle einer Strasse ein Weg verlief, konnte man es eigentlich nicht isoliert nennen...»

Die Amerikanerin interessiert weniger die Not im Alltag der Deutschen, sie will in die Seele dieser Menschen schauen, welche die Welt in den Weltkrieg gezogen hatten. Sie macht sich auf «die gewissenhafte und fast vollkommen lieblose Suche nach einem Gesicht Deutschlands». Doch Schuld entdeckt sie nicht, nicht einmal einen Anflug von schlechtem Gewissen:

«Steht man den gewaltigen Ruinen der Städte gegenüber, die zu siebzig oder achtzig oder neunzig oder fünfundneunzig Prozent zerstört worden sind, vermag der Verstand nicht mehr zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden, und die Erklärung auf die Frage, warum denn dieses geschehen musste, reduziert sich auf eine ungeheure Absurdität.

So ist es der eigene Verstand, der einem die Grenzen setzen muss, innerhalb derer Zeit und Gefühl ihre Zwecke erfüllen dürfen, damit dem Mitleid sein volles Mass an

menschlicher Güte, aber nicht mehr, gestattet sein mag.

Ich glaube, es gibt einen weit mitfühlenderen Impuls als die Erfahrung von Mitgefühl.

Nach dem ersten Schock und der ersten Empörung beim Anblick der kolossalen Zerstörung ist es unabdingbar, mit Leidenschaft die richtige Einschätzung vorzunehmen. Denn ohne Mitleid kommt man zu der Erkenntnis, dass die grausame Ursache für diese Wirkung noch immer intakt ist, wenn allein diese Mauern, deren Substanz man mit den Händen greifen kann, zerstört worden sind.»

Wen wundert es, dass Boyles «Geschichten aus Nachkriegsdeutschland» erst 40 Jahre nach der Veröffentlichung in Nordamerika bei uns verlegt wurden?

Mittlerweile liegt eine Generation zwischen der Nachkriegszeit und dem Wohlstand der 90er Jahre, eine Generation, welche die Not weder erlebte, noch begreifen kann. So dachte Jon A. Sender auch an die Jungen, als er seinen Roman der Marburger Nachkriegszeit schrieb:

«Mich reizte das unheimlich gestiegene Wohlstandsstreben, einmal die Kehrseite des Lebens in Erinnerung zu bringen. Damals war die Hauptsache zu überleben.»

Jon A. Sender, der heute im nordhessischen Wolfhagen lebt, schiebt die Politik fast völlig beiseite und schreibt nicht seitenweise über vergangene und gegenwärtige Schuld: Und dies nicht aus Verlegenheit oder Verdrossenheit gegenüber Politik und Ideologien. Vielmehr will Jon A. Sender die Zeit schildern, wie sie die Menschen erlebten, denen der Sinn überhaupt nicht mehr nach Politik und Ideologien stand.

Es ging in den Jahren nach 1945 jeden Tag ums Überleben. «Eigentlich war damals alles noch wesentlich härter, als ich es beschrieben habe», meint der Autor, der 1946 und 47 oft hungrig durch die Stadt gelaufen ist.

Die alten Marburger werden sich und ihre Stadt wiedererkennen – mit der Strassenbahn, die ihren Betrieb nicht einstellen musste, da Marburg kaum zerstört war mit Ausnahme des Bahnhofsviertels, in dem der Held des Romans wohnt.

Über die Tageszeit war ich schlecht informiert. Ich war nicht mehr im Besitz meiner Uhr, die mir bei meiner Gefangennahme ein Amerikaner abgenommen hatte. Doch die Zeit interessierte mich nicht.

Der alte Zug fuhr langsamer, das Klackklack der eisernen Räder liess mich schläfrig werden. Der üble Gestank auf dem Gang des Wagens verlor sich durch die geöffneten Fenster. Sommerlich warme Luft drängte hinein. Es war Juli 1946.

Ich war ein Heimkehrer, voll von Bescheidenheit. Die Stadt war alles, was ich zu sehen wünschte, und über den Gärten sah ich das von der Sonne angestrahlte Schloss. Mein Aussehen fiel nicht auf: Meine Kleidung bestand aus einer eingefärbten amerikanischen Heeresuniform. Alles in schwarz. Nur die Schuhe nicht. Sie waren Heeresgut und braun. Die lange schwarze Jacke hatte ich aufgeknappt in der Wärme, und die blaue Luftwaffenschirmmütze lag wohlverpackt in meinem Luftwaffensack.

Rasiert hatte ich mich nicht, Rasierklingen waren nur mit Mühe aufzutreiben. Ich besass nur eine.

Es blickte niemand auf mein Gesicht. Hungergesichter und bärtige Männer gab es viele. Sie kamen nach Hause, diese erschöpften und vom Leben gebeutelten mageren Gestalten.

Die Sonne liess das Wasser der still fliessenden Lahn blinken. Ein kleiner Luftzug bewegte die Oberfläche. Die Strasse daneben war belebt. Eine Kolonne amerikanischer Militärfahrzeuge rollte auf dem Pflaster stadtauswärts, die weissen Sterne auf den Fahrzeugtüren waren nicht zu übersehen.

Ich dachte daran, dass es Zeiten gegeben hatte, wo man auf dem Radweg gemächlich mit seinem Drahtesel rollen konnte, ohne überhaupt einem Fahrzeug zu begegnen.

Es war das hässliche Geräusch der Bremsen des Zuges, das mich in die Welt zurückrief. Es zischte, der Zug stand.

Die Menschen rissen die Türen auf und drängten hinaus. Eine Flut von hungrigen, mageren Leibern drängte sich auf den Bahnsteig, um die Treppe zur Unterführung zu erreichen. Die Gespräche drehten sich um Speck und Kartoffeln. Der Hunger regierte das Land.

Die Unterführung war wegen Reparaturarbeiten gesperrt. Mein Weg führte über die Schienen. Seitlich unter den Bäumen befand sich eine Baracke mit dem Emblem des Deutschen Roten Kreuzes. Ich ging langsam, wie ein Fremder.

Vor dem Eingang sammelten sich Menschen. Ehemalige Soldaten drängten sich heraus, Kinder weinten und riefen nach ihren Müttern.

Zwei Mädchen in der Tracht des Roten Kreuzes kamen heraus und gaben den Kindern etwas zu trinken. Mütter sassen auf Koffern und Kästen: Flüchtlinge.

Betreut werden wollte ich eigentlich nicht, doch ich zwängte mich an einigen Menschen vorbei und fand Platz auf einer einfachen Bretterbank. Meine Zunge lechzte nach einem kühlen Bier.

Es gab nur Kaffee in Pappbechern, so wie im Kriege auf den Bahnhöfen. Damals eilten auch Schwestern bei Tag und bei Nacht geschäftig auf den Bahnsteigen umher und reichten den Soldaten in überfüllten Zügen Kaffee oder Tee.

Eine ältere Schwester gab mir Kaffee. Jemand sprach mich von der Seite her an. Auch eine Schwester, ihre Augen waren braun. Sie lächelte, und es schien mir, als sei sie eine Spur verlegen.

«Möchten Sie etwas Brot?» fragte sie mich. Ihre Stimme klang angenehm. Ich zögerte, als wartete ich auf etwas.

«Ja, bitte!» sagte ich hastig.

Sie war sehr jung, mit einer fahrigen Handbewegung strich sie eine blonde Haarsträhne aus der verschwitzten Stirn. «Es ist furchtbar warm», bemerkte sie.

«Ja, es ist wirklich ein sehr warmer Sommer hier in Deutschland.» Ich verbesserte mich: «In

der Zone. So sagt man doch jetzt. Nicht wahr?»

Sie nickte: «Sie waren lange nicht hier?»

«Richtig», antwortete ich. «Ich nehme ein Stück Brot, wenn es geht, mit Cervelatwurst belegt.»

«Der Herr ist nicht ganz über die Zustände im Restreich informiert», erwiderte sie ein wenig frech, «Wir belegen mit Daumen und Zeigefinger.»

Ich zuckte ergeben die Schultern: «Das hatten wir im Lager auch, Fräulein. Jeden Tag.»

Ich griff nach dem Pappbecher. Die schwarze Brühe war etwas abgekühlt. Sie schmeckte widerwärtig. Aber was sollte ich tun? Zumindest half sie gegen den Durst, der die Stimme rauh machte.

Das Mädchen ging hinüber zum Schalter und kam nach kurzer Zeit zurück. Das Brot, das sie mir brachte, war ein Knust, ein Endstück. Ich nahm es und sagte leise: «Danke!» Das Brot war mehr als faustgross, aber es war sehr hart, und ich hatte nicht die Absicht, mir einen Zahn auszubeissen. Ich steckte es in meinen Luftwaffensack und verliess die Baracke.

Ich vernahm ein bekanntes Geräusch: Die Strassenbahn machte sich mit einem Klingeln bemerkbar. Jetzt wusste ich genau, dass ich in der richtigen Stadt war.

Gegenüber lagen die Häuser aus der Gründerzeit danieder. Die alten schönen Gebäude waren nur noch ein Trümmerhaufen.

Ich wusste noch, wie die Geschäfte hiessen. Da gab es das Papiergeschäft: Man musste eine Treppe emporsteigen, um in den dunklen kühlen Laden zu kommen. Eine alte weisshaarige Dame bediente.

«Was soll es denn sein, Junge?» Sie fragte immer freundlich. «Eine Redisfeder», sagte ich. Damals verfügte ich über keinen Füller.

«Macht 2 Pfennige!» Sie legte die Feder auf den Eichenholztresen. Ein Tütchen zum Verpacken bekam ich auch.

Rechts lag die Gaststätte. Und daneben gab es die Eisdielen und den Tabakladen. Für Grossvater

holte ich dort oft den gewünschten Krüllschnitt. 50 Pfennige die Packung.

An der Ecke war der Zigarrenladen gewesen. Als Schuljungen gingen wir gerne hinein. Es gab so herrliche Zigarrenkisten. Vater sagte, sie seien aus Zedernholz hergestellt.

Nun war alles wie weggewischt. Traurig sah alles aus.

Drei Amerikaner in gutsitzenden Uniformen schlenderten an mir vorbei. Sie redeten schnell. Ihre Finger hielten Zigaretten, und ich roch diesen Duft des Virginiatabaks.

Die Soldaten waren stehengeblieben. Ein alter Mann kam an ihnen vorbeigeschlurft. Da liess einer der Männer, ein junger Soldat, seine Zigarette fallen. Sie rollte vor die Füsse des jungen Mannes.

Der Alte bückte sich, um die Zigarette aufzuheben. Da trat der junge Soldat auf den halben Glimmstengel. Ich hörte einen amerikanischen Fluch. Der alte Mann richtete sich auf, murmelte etwas und schlich weiter.

Für mich war so etwas nichts Neues. In den Lagern hatte ich allerlei erlebt: Man gewöhnte sich an Besatzerallüren.

Ich lehnte mich an einen Baum gegenüber des Hotels und schaute die Bahnhofstrasse hinab. Vor etlichen Jahren gehörte die Strasse oft der Hitlerjugend, wenn ihre Kolonnen über das Pflaster schritten, voran ein Fahnenträger.

Ich schlenderte über die Lahnbrücke. Meine Schritte waren leise, nicht mehr laut wie ehemals, als die Nägel der Knobelbecher auf das Pflaster der Strassen schlugen.

Die alten Militärstiefel trug ich im Luftwaffensack. Amerikanische Umerziehungs-Fürsorge hatte mir ein Paar braune Amistiefel verpasst. Sie besaßen eine Gummisohle. Es lief sich sehr gut auf ihnen.

Mir fiel wieder ein, was ich zu einem Freund im kleinen bretonischen Lager nahe Lorient gesagt hatte: «Wenn ich jemals heil aus dieser Scheisse herauskomme, dann gehe ich in der Hei-

mat zuerst in die Kirche. Nur so hinein! Aus Dankbarkeit!»

Im Schiff der Elisabethkirche war es kühl. Es waren nicht viele Menschen zu sehen. Ich erblickte wieder die typischen amerikanischen Uniformen, sah die kräftigen gut genährten Gestalten. Sie waren jetzt überall, die Amis.

Ich lehnte mich an eine der dicken Säulen. In diesem Moment empfand ich ein Glücksgefühl. Ich hatte den Weg nach Hause geschafft! Zu viele Soldaten hatten den Weg nach Hause nicht mehr antreten können. Ich wusste jetzt genau, was «Heimat» für eine Bedeutung besass.

Mein Blick glitt über die dunklen Bänke. Wie oft hatte ich als Junge auf den Bänken gesessen und im Kindergottesdienst den Erzählungen des Vikars Frommberg gelauscht.

Die Mutter achtete darauf. Sie schickte uns Kinder sonntags zum Kindergottesdienst. Oft wollte ich nicht gehen.

Aber Mutter ermahnte mich, und der Widerstand erlosch. Später im Zeichen des Hakenkreuzes hörte der Kirchgang auf. Wir Jungen marschierten an den Wochenenden.

Ich verliess die Kirche und spürte den Durst. Ich erinnerte mich an den Brunnen neben der Commerzbank. Ich schöpfte klares Wasser in meine hohlen Hände. Klares Wasser: Welch eine wunderbare Erfrischung! Im Lager schmeckte das Wasser stets schal, wenn es aus der Leitung rieselte.

Dann stand ich vor meinem Elternhaus in der kleinen Strasse am Berg. Einfach war es erbaut, mit wenigen Mitteln. Es öffnete sich keine Haustüre, keiner wollte mich begrüßen. Es hatte mich auch niemand erwartet.

Die weiss gestrichene Pforte des kleinen Vorgartens stand offen. Der leichte Juliwind spielte mit ihr. Regen, Wärme und Kälte hatten an der Farbe genagt.

Hohes Gras und Unkräuter wiegten sich im Wind, wo einst Blumen standen. Doch, es gab noch einige Rosen.

Ich trat näher. Ich sah Rosenblätter auf dem Boden liegen. Rote Polyantharosen! Vater hatte sie vor vielen Jahren gepflanzt.

Die vier Apfelbäume standen auch noch, obwohl Bombensplitter einige Äste abgeschnitten hatten. Splitter steckten sogar in den Baumstämmen.

Die Haustüre sah mitgenommen aus. Das Glas der Oberfenster war herausgefallen, jemand hatte dafür Bretterstücke eingesetzt. Hässlich sah es aus, aber was sollte man wohl anders tun, wenn Glas nicht zu bekommen war?

Auch die Fenster auf der Strassenseite waren ohne Glas. Bretter ersetzten die zerstörten Fensterflügel. Die Löcher im Hausputz, aus denen der rote Stein schimmerte, zeugten vom Krieg. Die Dachrinne war zerfetzt, eine ganze Reihe von Dachziegeln war durch Dachpappe ersetzt.

Eine piepsig klingende Stimme dicht neben mir erschreckte mich. Ich wandte den Kopf und erblickte ein schmales, strubbeliges Mädchen. Den schmutzigen Zeigefinger rieb sie an der Nase.

«Wollen Sie zu Strossbergs?» bekam ich zu hören.

Ich zeigte auf das Haus, lächelte und sagte: «Ich bin hier zu Hause, Kind.»

Sie sagte: «Es ist niemand dort zu Hause. Ich weiss das, Herr Soldat.»

Das Mädchen mochte acht oder neun Jahre alt sein. Das weisse Kleid, das sie trug, war angeschmutzt. Schuhe befanden sich keine an den Füßen. Staub hatte sich auf die nackten Füße wie Puder gelegt.

«Ihre Mutter ist nicht da», piepste sie.

«Ist sie in der Stadt?» wollte ich wissen.

«Nee», meinte sie, «meine Mutter hat erzählt: Sie liegt im Krankenhaus. Soll was am Magen haben. Mehr weiss ich auch nicht.» Ein anderes

Mädchen kam herbeigerannt, einen Kopf grösser, aber entsetzlich schmal.

«Die Olga ist auch nicht da», rief mir das Kind zu. «Die geht mit einem Ami, und der gibt uns manchmal Schokolade.»

So ist das also, ging es durch meinen Kopf. Mutter ist krank, und Olga, meine Schwester, läuft mit einem Amerikaner herum.

Ich betrat das Haus. Wo der Ersatzschlüssel lag, das wusste ich: In einem alten zerbeulten Werkzeugkasten.

Im Wohnzimmer war tagelang kein Mensch gewesen. Ich öffnete das Fenster zum Garten: Über der Kirchspitze hatten sich dunkle Wolken aufgetürmt, ein Gewitter zog heran. Es dauerte nicht lange, und das Tal verdunkelte sich, der Regen prasselte herab.

Das kleine Gartenhaus duckte sich unter den weitästigen Apfelbäumen. Einige Beete waren bestellt, aber sonst wucherte das Gras. Vater hatte früher in dem kleinen Häuschen seine Gartengeräte untergestellt. Es geschah oft in den Sommermonaten, dass Olga und ich im Garten herumtobten und dort Zuflucht fanden, wenn es regnete.

Meine Augen wanderten im Wohnzimmer umher. Auf den dunkel gebeizten Wohnzimmerschrank hatte sich Staub gesetzt. Die Wanduhr mit dem herrlich geformten Pendel tickte noch. Vater hatte diese Uhr immer Regulator genannt.

Auch auf dem Wohnzimmertisch gab es eine dünne Staubschicht. Mutter musste sich also schon etliche Tage im Krankenhaus befinden. Ich dachte über meine Schwester Olga nach. Mit einem Ami hatte sie sich angefreundet, gerade sie, die früher im BDM nicht allzu viel von den Kapitalisten jenseits des Ozeans hielt!

Ich schaute in das eheliche Schlafzimmer meiner Eltern. Mutter hatte später dort alleine geschlafen. In den Kriegsjahren hatte sie einen leichten Schlaf. Daran waren die Sirenen schuld:

In vielen Nächten heulten sie, und Mutter konnte nach der Entwarnung nur schlecht wieder Schlaf finden. Dann las sie in einem Buch.

Damals hatte ich die Bücher von Karl May verschlungen, Reiseberichte von Sven Hedin, Amundsen und Nansen. Ich las auch Jüngers Bücher und Ettighofer. Dann war auch die Zeit nicht mehr dazu angetan, um die freien Stunden lesend zu verbringen.

Junge, wirf niemals ein Stück Brot fort. Jetzt werden wir noch alle satt...

Ich erlernte einen Beruf. Im Jahre 1934, als der SA-Stabschef Rohm erschossen wurde, trat ich eine Banklehre an. Es war die Commerzbank, die ihre Tore für mich geöffnet hatte. Der Weg bis dorthin war nicht weit.

Auch der Dienst in der Hitlerjugend nahm viel Zeit in Anspruch. Ich ging gerne dorthin, denn dieser Dienst brachte mir Erkenntnisse, nach denen Lilienthal bereits geforscht hatte: Ich lernte, wie man fliegt, Segelflug natürlich.

Man schickte mich in die Rhön. Wie herrlich es dort war. Es war ein Glück für mich, dass die Wasserkuppe nicht nur in Nebel eingehüllt war. So konnte ich meine C-Prüfung auf einem Grunau-Baby II erfliegen. Ich war sehr stolz auf das Abzeichen mit den drei weissen Schwingen auf blauem Grund. Einige Tage durfte ich auch nach Grunau im Riesengebirge. Dann folgte 1939 der Krieg, aber daran wollte ich jetzt nicht denken.

Lange hatte ich so gestanden und auf Vaters Bild gestarrt. Vater, der 1940 an einer bösen Krankheit gestorben war. «Junge, wirf niemals ein Stück Brot fort. Jetzt werden wir noch alle satt, aber niemand weiss, ob das immer der Fall sein wird.» Nun verhungerte niemand im Jahre 1940, denn die Zuteilungen waren so bemessen, dass man davon leben konnte.

Der Rahmen war noch akzeptabel. Es reichte allerdings nicht, um sich den Bauch mehrmals am Tage ordentlich zu füllen. Fettleibe gab es nicht mehr. Und das hatte es eigentlich schon früher bei uns nicht gegeben, weil Vaters Gehalt eben karg bemessen war.

Im Lager in der Bretagne waren mir immer wieder Mutters Ermahnungen eingefallen. Hier gab es kein ordentliches Brot mehr, und Rosinen waren weit und breit nicht zu sehen. Dagegen gab es Suppe, die nach Sauerkraut roch. Tatsächlich befanden sich etliche Fäden dieses edlen Krautes in dem grossen, viele Liter fassenden Kübel.

Einige kleine Kartoffeln mit Schalen hatte die Küche auch hineingeworfen. Fleisch fehlte allerdings vollkommen. Fettaugen waren auch nicht zu erspähen.

Das Schreckliche an dieser, immer verspätet kommenden Mittagsmahlzeit war: Die Suppe bestand meist aus sehr viel Wasser!

Plötzlich fiel mir ein, dass ich unterwegs den Zug verlassen hatte, um mir für den Reisetag einige Brot-Marken geben zu lassen. Ich stand auf, kramte in meiner Uniformjacke und fand die Karte. Sie enthielt noch zwei Abschnitte, welche für ein halbes Brot reichen würden. Welch ein Reichtum! ging es mir durch den Kopf. Die Frage war nur, wer würde mir noch Brot verkaufen? Es musste um sechs Uhr herum sein.

Ich besass auch noch einen Abschnitt für 125 Gramm Nahrungsmittel und 100 Gramm Fleischwaren.

Ich ging zum Laden von Gerbers. Er war klein und lag etliche Häuser weiter oben in einer Nebenstrasse.

In dem kleinen Laden roch es undefinierbar. Der früher so kräftige Geruch von frisch gemahlenem Kaffee fehlte. Die früher einmal prall gefüllten Regale waren leer. Alte Reklame war noch zu lesen an einer freien Stelle der Wand: Mauxion-Schokolade und Vivil.

Schritte kamen aus dem Inneren des Hauses.

Die Schiebetür wurde geöffnet, dann stand ein kräftiges junges Mädchen vor mir. Ich erkannte Leni Gerber. Wir waren in einem Alter und hatten den Weg zur gleichen Schule gehabt.

Leni war schon damals dick, obwohl sie nicht viel ass. Das hatte sie mir einmal erzählt. Ich glaubte es ihr sogar. Aber sie wurde oft gehänselt, und ich musste sie beschützen. Einmal hatte ich mich deswegen mit einem Jungen geprügelt.

Leni hatte immer schon eine Stupsnase, die mit einigen Sommersprossen verziert war. Nun sass auf dieser Nase eine Nickelbrille. Ihre Lippen waren voll und rot.

Das Gesicht wirkte ein wenig zu rund, dachte ich, und der Busen war üppig.

Verhungert sah Leni nicht aus. Und ich konnte mir schon ausmalen, dass Herr Gerber immer Beziehungen zu Leuten gehabt hatte, die in Krisenzeiten am richtigen Platz sassen.

«Sie wünschen, mein Herr?» fragte Leni. Sie hat mich also nicht erkannt. Ich wusste, dass meine Wangen mit Bartstoppeln bedeckt waren. Aus dem blassen schmalen Bankkaufmann Helge Strossberg war auch ein kräftiger Soldat geworden.

«Irgendwie kommen Sie mir bekannt vor», bekam ich von Leni zu hören. Leni steckte einen Finger in den Mund. Das hatte sie früher auch getan, wenn sie nachdenken musste.

«Du hast doch die Nordschule besucht, an der Lahnbrücke», bemerkte ich bedächtig. «Erinnerst du dich noch an die Prügelei mit Hänschen Müller?»

Sie sah mich mit ihren forschenden Augen an, und ihr Herz schlug sicher schneller. «Du hast dich verändert», sagte sie. «Und dünn bist du geworden. Hat das gute Essen gefehlt?» Darauf konnte ich sehr schwer etwas antworten, denn die liebe Leni konnte sich wohl kaum vorstellen, wie es in einem französischen Gefangenenlager im Jahre 1945 zuing.

«Die Rationen waren etwas klein im Lager», gab ich zur Antwort.

Sicher hast du jetzt Hunger. Nicht wahr? Und zu Hause ist niemand. Es tut mir ja so leid, dass deine Mutter im Krankenhaus ist.»

Ich kramte meine Marken hervor.

«Ich habe gerade noch ein altes Zweipfünderbrot», sagte sie und lächelte. «Dafür kann ich dir diese wertvollen Marken nicht abnehmen. Wir bekommen erst morgen wieder frisches Brot. Und Wurst ist heute alle geworden. Der Metzger konnte nicht genug liefern.»

Aber es ist gut, dass du mich aufgesucht hast! Leni griff nach meiner Hand. Ich liess sie gewähren. Vater und Mutter sind heute nicht hier, da muss ich das Haus hüten. Aber, wenn du einen Moment mitkommen möchtest. Ich schliesse nur schnell den Laden ab.

Ich folgte ihr. Leni liess mich in der komfortablen Küche Platz nehmen. «Ich wollte mir gerade ein Spiegelei braten. Etwas Speck haben wir auch noch. Nimmst du zwei Spiegeleier aufs Brot?»

Da konnte ich nicht Nein sagen. Leni nahm Butter. Ich riss nur die Augen auf. Es war zwei Jahre her, dass ich Butter gesehen hatte. In meinem Mund lief Wasser zusammen, und ich schluckte.

Leni schmunzelte: «Vater geht oft aufs Land. Wir haben dort Bekannte. Das ist heutzutage Gold wert. Und ich helfe dort.» Sie wischte sich Haare aus der Stirn. Ihr Antlitz hatte sich durch die Wärme der Gasflamme gerötet.

«Ich koche uns auch noch einen guten Kaffee!» Der Kaffee war echt, und das wunderte mich. «Kein Ersatz!» murmelte ich anerkennend.

Leni wandte den Kopf um und sagte: «Mutter hat immer Bohnen im Haus. Beide benötigen wir unser Tässchen morgens und nachmittags. Man muss ja irgendwie auf die Beine kommen.»

Ich musste an die vielen Menschen denken, die mit Kaffeesurrogat tagtäglich ihre Glieder bewegen mussten. Bohnenkaffee! Den gab es doch

sonst nur auf Reklameschildern – oder schwarz.

«Ich brate noch gerne zwei Eier», sagte Leni, als mein Teller blank war. Ich winkte lächelnd ab: «Ich bin so satt!» Ich wollte nicht unbescheiden wirken.

«Immer noch so bescheiden wie früher!» Lenis Worte klangen wie tropfender Honig. Nun, Mutters Anweisung hatte ich nie missachtet: «Wenn du bei fremden Leuten bist, Junge, dann benimm dich. Mach uns keine Schande. Und bietet man dir Kuchen an, dann nimm ein Stück. Danach sagst du aber «Danke»! Man isst sich nicht satt, wenn man eingeladen wird. Die Menschen würden denken, du bekämst zu Hause nichts.»

«Mutter ist nach Merzhausen», brach Leni das kurze Schweigen. Ich liess mir Kaffee nachschenken, denn ich spürte, wie mich eine grosse Müdigkeit übermannte.

«Schade, dass wir jetzt keine Musik machen können.» Lenis Stimme hatte einen klagenden Ton. «Aber wir mussten nach dem Einmarsch der Amerikaner unseren Volksempfänger abliefern. Vater hat noch einen Radioapparat auf dem Boden versteckt. Da kommt nichts Deutsches, sagt Vater. Und diese Negermusik möchte er nicht hören. Aber ich! Vater hat noch nie richtige Musik gemocht.»

Ich lächelte. Früher war's verboten im Reich. Nun ist alles anders. Ich erhob mich, weil ich den Kaffee in meinen Beinen spürte. «Es war nett bei dir Leni», sagte ich.

Sie hatte den Kopf auf beide Arme gelegt. «Der Kaffee ist gut, nicht?» nusichelte sie.

«Danke auch für Kaffee und Brot» rief ich.

Leni hob den Kopf. «Du gehst?» Ihr Blick war ratlos.

Im Haus angekommen warf ich mich aufs Sofa und holte tief Luft. Dann öffnete ich das Fenster. Gewohnheitsgemäss griff ich in meine Jackentasche und spürte die Zigarettenschachtel. Ich hatte

sie bei Leni aus Versehen eingesteckt.

«Nun, er wird dadurch sicher keinen Schaden erleiden, der alte Herr Gerber», murmelte ich. Ich nahm eine Zigarette. Der Rauch zog durch das geöffnete Fenster ab. Ich kam mir etwas verloren vor.

Zu Hause weckte mich jemand, indem er mir die Nase zuhielt. «Welch ein Glück!» rief eine bekannte Stimme, «Brüderchen ist wieder da!» Olga blickte aus ihren blauen Augen auf mich herab. Ich sah ihr gefärbtes blondes Haar, das bis auf die Schultern fiel: Der Trend dieser Zeit?

«Guten Tag, Schwesterherz», sagte ich, so, als wäre ich nie weggegangen.

«Dünn siehst du aus», sagte sie, «und rasieren musst du dich auch. Du bist wieder Zivilist, nicht wahr?»

Olgas Mund leuchtete rot. «Du hast dich so angemalt! Ist das jetzt Mode im Restreich?»

«Zumindest ist es die amerikanische Art! Ich bin bei den Amerikanern beschäftigt. Da richte ich mich nach ihren Gewohnheiten.»

«Aha!» sagte ich nur. «Ich muss mein Denken erst umstellen, Olga. Ich sehe dich noch, als Du zum BDM gingst. Da war das Anmalen verpönt. Das brauchte ein deutsches Mädchen nicht!»

Olga lächelte spöttisch: «Was damals galt, hat heute nichts mehr zu sagen. Das war Blödsinn. Eine Frau muss nett aussehen, wenn sie gefallen will.»

«Bei den Amis sicher», konterte ich, auch mit Spott in der Stimme. Olga wanderte im Zimmer umher. «Meine Arbeit lässt es nicht zu, dass ich mich oft hier aufhalte. Ich bin in Giessen in einem amerikanischen Lager beschäftigt.»

«Gab es hier nichts? Und dann Amerikaner? Ich habe gedacht, du magst sie nicht?»

Olga winkte ab: «Ich tat es wegen Mutter. Sie war sehr krank. Mutter musste Diät leben». Olga sah gut aus. Hochgewachsen war sie vor Jahren

schon. Jetzt war sie voll erblüht. Kein Mann würde an ihr vorbeisehen. Nur das verdammte Rot auf dem Mund, das störte mich.

«Ich hüpfte schnell unter die Brause.» Ich pflegte mich kalt, wie im Lager: Wir hatten dort kein warmes Wasser bekommen. Ausserdem musste hier der Wasserbehälter beheizt werden.

Mit der Rasur klappte es nicht. Meine einzige Rasierklinge hakte und schnitt erbärmlich. Ich nahm Fetzen einer Zeitung, um sie auf die Schnittstellen zu kleben. Das stillte die Blutung. Schön sah ich jetzt nicht aus. Olga lachte.

Dann zeigte sie auf meine Schuhe: «Deine Strümpfe sind auch nicht mehr neu.»

Ich lachte leise: «Das liegt daran, dass mir niemand in den Lagern Strümpfe verkauft hat. Es gab auch nirgends Wolle zum Stopfen. Da habe ich etwas abgeschnitten und als Fusslappen genommen. Nur das Oberteil blieb sozusagen als Tarnung.»

Olga stiess den Dampf der Zigarette aus. «Alles ist mies, nur wegen Adolfs Grössenwahn». Ich wehrte ab: «Lassen wir jetzt die Politik. Es ist schon schwer genug, mit leerem Magen herumlaufen zu müssen. Ich will von Politik nichts mehr hören. Gar nichts. Ich bin bedient.»

Alle Geschäfte in der Oberstadt waren noch vorhanden. Nichts deutete darauf hin, dass Krieg und Mord gewütet hatten. Nur an der Dekoration der Schaufenster haperte es. Da standen alte Reklameschilder.

Wo man früher gute Sachen kaufen konnte, musste man heute die Rationskarte vorzeigen. Die Schere klippte, und wer nichts mehr hatte, durfte mit hungrigem Magen durch die Gegend marschieren.

Die Regale zeigten eine chronische Leere. Zum Teil lag das daran, dass die Preise eingefroren waren. Andererseits war das Warenangebot gering.

Inoffiziell waren amerikanische, englische oder französische Zigaretten zu Zahlungsmitteln geworden.

Im Amt war der Flur voller Menschen. Als zurückgekehrter Soldat liess ich mich bei der städtischen Militärregierung blicken. Ein älterer Herr mit einer goldgefassten Brille auf breiter Nase nahm meinen Entlassungsschein entgegen und setzte mit Rotstift sein Zeichen darauf.

«Hat dies eine besondere Bedeutung, das Vorzeigen?» wollte ich von dem amerikanischen Bediensteten wissen, «ich meine diese Meldung: Ich denke, hier wird nun demokratisch verfahren?»

«Wir handeln nach den Befehlen der Militärregierung, junger Mann», bekam ich trocken zu hören.

«Befehle!» nickte ich. «Da hat sich nicht viel geändert. Sie sammeln wohl alte Nazis?»

Der Mann im Sessel lächelte: «Sie haben eine lebhaftere Phantasie, junger Mann. Über Sinn oder Unsinn dieser Massnahme steht Ihnen kein Einspruch zu. Auf Wiedersehen!»

Ich wollte schon den Arm zum deutschen Gruss heben, als mir einfiel, was sich geändert hatte. So knurrte ich «Wiedersehen!» Das Wort hatte ich jahrelang nicht benutzt.

Die Schlange im Flur war kleiner geworden, und so kam ich bald an die Reihe. Eine ältere Frau mit grauem, zum Knoten gebundenem Haar gab mir meine Karten. Es gab eine Liste, und ich musste unterschreiben.

Die Frau redete monoton. «Also die sind für die 32. Periode. Achten Sie darauf, wenn Zuteilungen aufgerufen werden. Das steht dann meist auch in der Zeitung.»

Sie hob den Kopf, und ich sah in ihre müden Augen. «Haben Sie eine Zeitung?»

«Noch nicht, meine Dame», gab ich zu. «Aber früher waren wir immer Bezieher. Mal sehen, ob wir noch in der Kartei stehen.»

«Lassen Sie Ihre Raucherkarte nicht liegen».

Die Frau zeigte mit dem Finger auf das Papier. «Ein Wertstück!»

Ich nahm die Karte: «Hoffentlich kann man auch etwas darauf beziehen.» Die Dame zuckte mit den Schultern: «Versuchen Sie es.»

Der Durst trieb mich in die nahe Gaststätte. Sie lag in der schmalen Wettergasse, oberhalb des alten Gebäudes, in dem die Mensa untergebracht war.

Von den Gasträumen aus gab's einen wunderbaren Blick in das Lahntal. Ich fand wirklich einen Platz an einem kleinen Tisch und sah in das Tal hinein. Auf der Brücke bewegten sich Menschen, sie gingen ohne Hast. Eine beige Strassenbahn schlenkerte über die Schienen am Botanischen Garten vorbei.

Der Ober kam an den Tisch, und ich bestellte ein Bier. Er nickte nur. Stammwürze besass dieses Bier allerdings kaum. Niemand wurde davon betrunken.

Ich roch die Düfte, die aus der Küche kamen. Sauerkraut, der angenehme Geruch gebratenen Fleisches war nicht darunter. «Was gibt es denn, Herr Ober?»

Der kleine Mann holte tief Luft und wedelte mit seinem Tuch herum: «Stammessen für die Truppe. Wir bieten Qualität und etwas mehr Sauerkraut. Es sind auch Kartoffeln dabei! Fett 5 Gramm bitte. Allerdings ist heute ein fleischloser Tag.»

Ich musste lachen. «Sie waren in Frankreich?» «Attichy!» antwortete er stramm.

Ich fischte meine Lebensmittelkarte hervor. Der Ober brachte eine Schere zum Vorschein. Eine Fettmarke fiel auf den Tisch.

«Keine Kartoffelmarke, Herr Ober?»

Der Mann winkte aber ab: «Sie sind doch noch nicht lange hier, was?»

«Sieht man wohl?» sagte ich.

«Die Frisur und die alte Mütze. Unverkennbar», beeilte er sich zu sagen.

Ich zeigte auf meine Mütze, die, ehemals blau

grau, nun speckig auf dem Tisch lag. «Ich würde sie vermissen, Herr Ober, wenn man sie klaut. An einen Hut könnte ich mich jetzt noch nicht gewöhnen. Ich fühle mich noch als Soldat.»

Der Ober beugte sich vor. «Das vergeht, dieses Gefühl», flüsterte er mir zu. «Man ist schnell wieder Zivilist. Man muss doch alles vergessen. Der ganze Mist, der verfolgt uns doch sonst jeden Tag. Ich war lange genug Ordonnanz. Befehle, nichts als Befehle. Und springen müssen, wenn so ein besoffener Leutnant es wollte. Also ich bin froh, wieder Zivilist zu sein.»

Mein Zeigefinger machte nun eine Bewegung, die sofort vom Ober verstanden wurde: «Hat der Herr einen Wunsch?» Die Augen des alten ehemaligen Soldaten funkelten. Er kannte seine Pappenheimer.

«Wie sieht es hier mit Zigaretten aus, Meister?» flüsterte ich.

«Hundertundzwanzig!» Ich verstand. Ein Krösus war ich nie gewesen, aber ehe ich dies stinkende selbstgezogene Tabakkraut aus deutschen Gärten rauchte, griff ich lieber zur Amizigarette. Selbst wenn's ein teurer Spass war.

Ich kramte in meiner zerkratzten Brieftasche nach Geld und drückte es dem Ober in die schweissnasse Hand.

«Camel oder Chesterfield?» fragte ich leise. – «Chesterfield!»

«Auch gut!» Ich nickte zustimmend.

«Sie können auch Troupes haben.»

Ich bemerkte trocken: «Ich will doch meine Lunge nicht vergiften». Er nickte nur und ging.

Mir fielen die Troupes-Zigaretten ein. Ich hatte sie hin und wieder geraucht. Dieses schwarze Kraut war für die französischen Truppen in Afrika und Übersee gedacht. Die Dinger kratzten im Hals. Wer nicht gut gegessen hatte, dem konnten sie den Magen umdrehen. Dagegen war eine Chesterfield eine milde Zigarette.

Unten am Steinweg, gegenüber des Mönchsbrunnens, gab es den Tabakladen.

Ich war darauf gespannt, wie deutsche Ware schmecken würde. Billiger musste sie auf jeden Fall sein, dachte ich. Die Preise waren ja eingefroren.

Ich hatte Glück, der Laden war noch geöffnet. Ich erinnerte mich daran, dass wir in den Kriegsjahren Marketenderwaren erhielten: Sulima-Rekord, Eckstein und Juno-Zigaretten.

Jetzt produzierte keine deutsche Fabrik mehr. Die Zonen waren nicht in der Lage, Importe mit Devisen zu bezahlen. Für Raucher wurde es fatal: Die Zeit des Eigenanbaus war schon lange gekommen.

Eine Verkäuferin lehnte auf der Theke und stützte den Kopf ab. Ihr «Guten Tag!» klang müde.

«Kann ich Zigaretten bekommen?»

«Wir warten auf eine neue Lieferung, mein Herr! Manchmal gibt es welche und manchmal nicht.»

Ich fand, das war eine Antwort, die der Zeit entsprach. «Und was kann ich auf meine Raucherkarte bekommen?»

Ich musste grinsen, denn das Mädchen rieb sich mit dem Zeigefinger über die Sattelnase und blinzelte mir zu. Sie war übrigens schwarzhaarig und sonst recht gut gebaut. Es gab kaum jemanden, der vollschlank war.

«Wie wäre es mit einem Krüllschnitt», sagte sie langsam. «Man kann ihn rauchen!»

Ich lachte gequält. «Ich rauche leider keine Pfeife, Fräulein. Was können Sie sonst noch offerieren?»

Sie bückte sich und kam mit einem Päckchen Tabak wieder zum Vorschein. «Das letzte Paket, weil Sie es sind!»

«Feinschnitt!» konnte ich lesen. Ich legte eine Mark auf den Tisch. Das schwarzhaarige Kind schnippelte einen Abschnitt meiner Karte ab.

«Wie sieht es mit Zigarettenblättchen aus?»

«Keine da!»

«Und Feuersteine für ein Feuerzeug!»

Das Mädchen lachte: «Sie sind wohl von ges-

tern, was? Da müssen sie auf den Schwarzmarkt gehen!» Ich nickte und verliess das Geschäft.

Den Tabak zu geniessen war für einen ehemaligen «Prisoner of War» kein grosses Problem. Das hatten wir schon in Attichy im riesigen amerikanischen Gefangenenlager gelöst. Dort bekamen wir regelmässig Toilettenpapier zugeteilt. Und mit diesem Papier drehten wir unseren Tabak, den Prinz Albert sowie den Edgeworth oder gar den feinen Durham.

Also musste ich Toilettenpapier besorgen.

Ich marschierte an der Kirche mit ihren beiden Türmen vorbei. Es war warm geworden. Über Spiegelslust wanderte eine schwarze Wolkenwand ab.

Die Dohlen über den Turmspitzen kreisten, und ihr Geschrei war deutlich zu hören. An der Weide und dem Christuskreuz schritt ich vorbei und ging über den Firmaneiplatz durch das kleine Tor. Vor mir lagen die Blocks der Universitätskliniken. Ich traf die Oberschwester auf dem langen Gang. Ich fand, dass sie mütterlich aussah. Die Wangen waren etwas gerötet.

«Sie waren lange Soldat?» fragte sie mich.

«Ja, lange genug. Ich habe meine Mutter seit 1943 nicht mehr gesehen. Deshalb komme ich ausser der Reihe. Auf Besuchszeiten bin ich nicht eingerichtet.»

«Natürlich, junger Mann, das ist mir völlig klar», sagte sie leise. Die Oberschwester zeigte mit der Hand nach oben. «Fragen Sie auf Station III nach Schwester Agatha. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.»

Schwester Agatha war eine nette kleine Person. Ihre Augen schienen zu lächeln. Die Stimme der Schwester klang allerdings hart und nüchtern. Die Kriegsjahre waren wohl auch nicht spurlos an ihr vorbeigegangen.

Kann ich meine Mutter jetzt sehen? Die Stimme der Schwester klang weniger streng. «Ich

muss Sie leider enttäuschen! Ihre Mutter wurde am Vormittag operiert. Der Magen. Es war eine sehr schwere Operation. Ihre Mutter wurde ein wenig spät eingeliefert.»

«Aber es besteht doch Hoffnung auf Genesung?» brach es aus mir heraus.

«Alles liegt in Gottes Hand, junger Mann! Kommen Sie bitte morgen wieder. Und wenn Sie noch beten können, dann bitten Sie den Allmächtigen, dass Ihre Mutter bald wieder gesund wird.»

«Danke Schwester», sagte ich nur. Ich presste meinen Mund zusammen und sah den Flur entlang.

In einem Bäckerladen stellte ich mich an den Schluss einer kleinen Schlange. An Geld fehlte es mir nicht. Mein Sold war jahrelang von Mutter gespart worden.

Ich bekam mein Brot und zahlte dafür 64 Reichspfennige. Das war nicht viel. Aber niemand hatte die Möglichkeit, Brot nach Belieben zu kaufen.

Alles war streng rationiert. 2 Pfund für die Woche. Ich hatte die doppelte Ration bekommen. Da verblieben mir noch vier Pfund Brot für vierzehn Tage. Aber ich dachte nicht darüber nach.

Olga war noch zu Hause. Sie hatte sich einen alten Liegestuhl vom Boden geholt und sass im Garten unter einem Apfelbaum. «Erzähl doch mal von Giessen», bat ich sie.

Olga lächelte: «Eigentlich ist alles ganz einfach. Eine Bewerbung habe ich nie aufgesetzt. Im September 45 kam ein Jeep, als ich gerade über die Strasse in der Nähe der E-Kirche ging. Irgendwie hatte der Fahrer nicht aufgepasst. Als er mich sah, trat er auf die Bremse und stand plötzlich neben mir. Ein baumlanger Ami, ein Leutnant.»

Olga schaute nach oben in die Blätter des Baumes.

«Nett war er, Brod Webster nannte er sich. Seine Eltern haben ein Haus irgendwo in Nebras-

ka. Ich habe nicht aufgepasst. Froilein, sagte er holprig. Ich habe auf ihre schöne Kirchturm geschaut. So etwas haben wir nicht in Little Francistown.»

Olga sah mich an. «So heisst das Nest, wo Brod herkommt. Wo es genau liegt, weiss ich nicht. Brod hat seinen Jeep geparkt und ist ausgestiegen. Wenn Sie mir bitte Ihren Dom zeigen wollen, hat er gesagt, und ich habe gelacht. Aber er meinte es ernst. Und da habe ich ihm die History of the Elizabeth Church erzählt. Brod war erstaunt, dass ich so gut englisch sprach. Da hat er mir seine Adresse gegeben. Sie können bei der Army arbeiten, hat er gesagt. Ich kann das arrangieren, wenn Sie wollen.»

«So etwas muss man sich doch überlegen», sagte ich mir.

«Und ich dachte auch an Mutter. Die Amis hatten doch alles, und wir waren am Verhungern.»

Olga erhob sich. «Ich bin nach Giessen gefahren, und man hat mich eingestellt. Brod war dabei und hat für mich geredet. Und so befreundeten wir uns halt.»

«Gehen wir ins Haus», sagte ich. Im Haus war es kühler, Olga hatte die Fenster geschlossen, zumindest die, welche zur Westseite gehörten. Die Ostseite besass keine intakten Fenster.

«Ich koche Kaffee!» bekam ich von Olga zu hören. «Prächtig», rief ich, «der ist besser als Pfefferminztee.»

Ich sah, was Olga mitgebracht hatte: Weissbrot und einige Dosen standen auf dem Bord des Küchenschrankes.

«Du könntest Erdnussbutter haben», sagte Olga. «Wer isst schon trockenes Brot?»

«Kann man», gab ich zu bedenken, «wann bekamen wir im Lager schon mal Erdnussbutter?»

Ich lachte: «Brot und Salz. Das war alles. An einem Tage im Sommer 1945 hat man uns ein Knäckebrot gegeben. Es war die Nahrung für den ganzen Tag.»

«Da kann doch kein Mensch von leben!» Olga war entsetzt.

«Ein Leben im normalen Sinne war das auch nicht», sagte ich. «Aber das tägliche Brot sehe ich heute mit anderen Augen.»

«Ich kann es nicht beurteilen», erklärte Olga. «Mutter hat immer für alles gesorgt. Und bestimmt hat sie viel von ihrer Ration gespart, um für sonntags den Kuchen backen zu können.»

Am Abend sass ich mit Olga in der Wohnstube. «Was zahlen sie dir in Giessen für deine Arbeit?»

Sie lachte: «Nicht viel Bruderherz. 300 Mark brutto im Monat. Aber die Verpflegung ist gut. Und es fällt manches ab. Die Amis sondern viele Dinge aus, wenn das Verfallsdatum naht. Sie sind sehr penibel.»

Ich ging noch ein wenig an die frische Luft. Im Lager hatte ich fast an jedem Abend noch einen Rundgang gemacht. Der Unterschied war eben der, dass der Stacheldraht eine sichtbare Grenze bildete.

Mein Weg führte mich zur Alten Strasse, die früher einmal eine Hauptader für Fuhrwerke und Menschen war, als die Bahnlinie noch nicht die Stadt durchschnitt. Es war dort, wo die alten grossen Linden noch standen.

Grossvaters Haus stand hinter den Linden, daneben befand sich die Limonadenfabrik. Keine Bombe hatte das kleine graue Gebäude vernichtet. Es stand noch da. Wie einst.

Ich traf auch Herrn Reibold, der dort vor dem Kriege Limonade produziert hatte. Deshalb nannte man das kleine Haus auch die «Fabrik», obwohl dieser Ausdruck zu viel verhiess.

Reibold war gerade dabei, die Türe des alten Wirtschaftshauses abzuschliessen. Der hagere alte Mann hörte schwer, deshalb redete ich laut.

«War wohl lange geschlossen?» fragte ich.

Reibold sah auf. «Es ist nichts mehr mit Ge-

schäften. Ich bekomme keine Flaschen und kein Wasser. Und die Zitronen fehlen.»

So etwas gab es in keinem Geschäft. Auch nicht als Essen.

Reibold musterte mich mit einem nachdenklichen Gesicht: «Sie habe ich schon mal gesehen!»

«Ja, nur war ich lange Zeitsoldat und im Kriegsgefangenenlager.» Meine Hand zeigte auf das Haus in der Nähe.

Reibold nickte und zog eine alte zerkaute Pfeife hervor. Er stopfte aus einer Blechschachtel Tabak in den Kopf. Ein Feuerzeug blitzte auf.

Reibold hatte wohl nachgedacht. Ein Lächeln überzog sein Antlitz.

«Dich hat man lange nicht gesehen», sagte der alte Mann, den ich bereits viele Jahre kannte. In den zwanziger Jahren hatte er dort, wo der Schützenplatz ist, Sand in grosse Pferdewagen geschaufelt, um einige Pfennige zu verdienen. Das war nach 1929.

Später ging er oft zum Schützenplatz mit Bäckermeister Manefeld. Beide waren sie gute Schützen.

Reibold sah müde aus. Ich fragte nach Wilhelm, seinem Sohn. Im Jahre 1943 war er Leutnant und hatte den Marsch von El Alamein bis Tobruk mitgemacht.

«Er ist tot», berichtete der alte Reibold. «Oben in Pommern hat er noch gekämpft. Gegen die Russen. Sein Bataillonschef schrieb uns. Die Post hat uns im Mai 1945 erreicht.»

Ich schwieg. Es gab nichts zu sagen. Trost- worte waren fehl am Platz. Jeder musste sein Schicksal tragen.

«Nur meine Frau glaubt daran, dass der Junge wiederkommt», erzählte Reibold. «Sie will es nicht wahrhaben, dass Wilhelm gefallen ist. Fast an jedem Tag geht sie zum Bahnhof, wenn die Züge kommen. Oder sie steht unten an der Bahn- schranke nach Cölbe zu. Dort blickt sie auf die Fensterreihen.»

Reibold zuckte mit den Schultern. «Sie wird

nicht damit fertig», brachte er langsam hervor. «Er war so ein vielversprechender Junge.» Er griff nach einer alten schwarzen Aktentasche, die an die Mauer des Hauses gelehnt war. Er streckte sich und ging langsam hinüber zum Tunnel.

Am nächsten Tag ging ich wieder ins Kranken- haus. Schwester Agatha verliess gerade ein Kran- kenzimmer.

«Junger Mann, wir haben jetzt keine Sprech- stunde!» rief sie mir zu. Ihr Blick war nicht zür- nend, aber energisch.

«Ich war gestern bereits hier, Schwester, falls Sie sich erinnern.»

Die Schwester rieb über ihre Wange und sah mich einen Moment nachdenklich an.

«Ich komme wegen meiner Mutter», sagte ich. «Wie geht es ihr?»

Im gleichen Moment waren Schritte auf dem Flur zu vernehmen. Ein Mann im weissen Kittel näherte sich. «Da kommt ja Doktor Bernhard». Die Stimme der Schwester schien erleichtert. «Er wird mit Ihnen reden.»

Jung war dieser Arzt nicht mehr. Sein Antlitz zeigte Falten, und das Haar war grau und militä- risch kurz geschnitten.

«Dann kommen Sie doch bitte mal mit!»

«Sie sind Soldat gewesen?» fragte er. Ich nickte: «Zuletzt hielt ich mich in Frankreich auf. Normandie. Ich gehörte zum Jagdgeschwader 53, Pik As, II. Gruppe, Raum Paris.»

«Paris!» Der Arzt sprach dieses Wort gedehnt aus. «Ich habe mich dort auch befunden bis zum Februar 1944. Dann musste ich hier in den Laza- retten meinen Dienst antreten. Stabsarzt! Nun ja, ich war nicht unglücklich darüber. Auch hier wur- den Ärzte gebraucht. Verwundete gab es genug, und zu gewinnen war dieser Krieg ja nicht mehr». Der Doktor blickte mich wieder an. «Als Soldat traf man an der Front gute und schlechte Tage an, nicht wahr?»

Ich nickte. «So war es. Man nahm es, wie es

kam. Das grenzte fast an Fatalismus.»

«Ja, ich verstehe!» Die Stimme des Doktors blieb leise.

«Und nun haben Sie sozusagen einen bösen Tag in Ihrem Leben. Aber sie werden es überwinden.»

Der Arzt stand auf. «Ihre Mutter ist in den frühen Morgenstunden verstorben. Fünf Uhr.» Er reichte mir seine Hand. Sie wirkte kalt.

Ich hörte, wie der Arzt sagte: «Mein Beileid.» Er griff nach einer Zigarette. Er bot auch mir eine an. Eine englische Zigarette, sie schmeckte süsslich. Das Antlitz des Arztes wirkte grau.

«Wir konnten nicht mehr viel für ihre Mutter tun», sprach er weiter. «Magenkrebs in einem fortgeschrittenen Stadium.»

«Kann ich sie denn noch einmal sehen, Doktor?» fragte ich. Dabei versuchte ich, Tränen zurückzudrängen. Ich dachte daran, dass es immer hiess: Ein Soldat weint nicht. Ich nahm mich zusammen.

Der Doktor schüttelte den Kopf. Seine Stimme klang brüchig. «Obwohl Sie sicher Tote im Krieg gesehen haben, würde ich sagen: Tun Sie es nicht. Behalten Sie Ihre Mutter so in Erinnerung, wie Sie sie zuletzt gesehen haben, als gesunde Mutter. Das ist besser für Ihren Seelenfrieden.» Ich nickte nur und öffnete die Türe.

«Wegen der Beerdigung haben wir ein Institut beauftragt.»

Mir fiel ein, dass es üblich ist, einen Todesfall durch die Zeitung bekannt zu geben. Also musste ich hinauf zum Markt.

Ich kannte das Haus. Jeder, der in der Stadt aufgewachsen war, lief einmal in der Woche dort vorbei. Als Junge war ich oft an dem Zeitungsgebäude vorbeigegangen, wenn wir von einem Familienspaziergang, der um das Schloss führte, wieder über die holprige Ritterstrasse in das Tal wanderten.

Die «Elektrische» bestieg ich vor der Haupt-

post und liess mich bis zum Rudolphsplatz bringen. Hier begann ich meinen Aufstieg über die Reitgasse.

Ein junges Mädchen half mir, den Text zu verfassen. Ich bezahlte, bekam eine Quittung und gab auch die Zeitungsbestellung auf. Ich wollte informiert sein über das, was es im Tal gab.

Olga hatte irgendwann die Zeitung abbestellt. Aber früher, dass wusste ich, lag die Zeitung jeden Tag bei uns auf dem Wohnzimmertisch.

Der Tag der Beerdigung war gekommen. Ich ärgerte mich nur, dass Olga noch nicht da war. Natürlich war sie alt genug, um ohne Ermahnung leben zu können. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt. Da hört man auch nicht auf die Worte des Bruders.

Aber die Leute würden schon dumm schauen, wenn ich alleine hinter dem Sarg her schritt.

Am Vormittag kam Olga aber. Sie wirkte blass und nervös. Ich habe es in der Zeitung gelesen», sagte sie kurz angebunden. Geweint hatte sie auch, denn ihr teures Make up war durcheinander geraten. Sie nahm in der Wohnstube Platz und rauchte.

«Ich habe Whisky besorgt!» Ich blickte auf, als sie das sagte.

«Ich habe kein dunkles Kleid!»

«Ist doch unwichtig, Schwester», brach es aus mir heraus. «Soviel dunklen Stoff gibt es nicht, der getragen werden müsste. Zieh dein altes blaues Kleid an! Es wird schon passen.»

Olga wischte über ihre Augen.

Ich hatte schon meinen Kleiderschrank geöffnet und nachgesehen. Da gab es nichts, was mir noch passte. Der Konfirmationsanzug war zu schmal in den Schultern und die Ärmel der Jacke zu kurz.

Andere Anzüge, ich besass deren zwei, waren für mich auch nicht mehr zu gebrauchen. Ich musste also in meinen Entlassungsklamotten zur Beerdigung gehen. Mir machte das nichts aus.

Auf dem Friedhof war ich viele Jahre lang nicht mehr gewesen. Einmal war ich dort, als ein Kamerad aus der Hitlerjugend gestorben war.

Da gab es einen Aufmarsch, Fahnen wurden getragen, mit Trauerflor daran und das Lied vom «Guten Kameraden» wurde gesungen.

Seitdem hatte ich den Hain mit der Kapelle gegenüber der Gärtnerei am Wilhelmsplatz nicht mehr besucht. Vaters Beerdigung hatte im Kriegsjahr 1940 stattgefunden. Sie war still abgelaufen.

In der Kapelle spielte Harmoniummusik. «Be-
fiehl du deine Wege.» Ich kannte es aus dem Konfirmationsunterricht, den ich in der Kirche St. Elisabeth genossen hatte.

Der Pfarrer damals war ein gestrenger Herr gewesen. Wir mussten viele Verse lernen, und sie auch folgerichtig aufsagen können. Aber jetzt war mir der Text doch entglitten.

Wenn ein Kamerad gestorben war, da machten wir bei der Beerdigung eisern wirkende Gesichter. Es weinte niemand.

Hier war das anders. Wenn eine Mutter starb, dann war das ein Verlust, der an der Seele nagte. Ich mühte mich vergebens, Tränen zurückzuhalten und blickte nach oben auf die Fenster der Kapelle.

Leni und ihre Mutter konnte ich auch erblicken. Beide gingen in Schwarz. Ich glaubte auch, die Gesichter anderer Nachbarn zu erkennen.

Kränze mit künstlichen weissen Blumen lagen neben dem Sarg. Kerzen brannten, der Pfarrer sprach und redete über das Leben einer immer der Familie dienenden Frau.

Später bemerkte ich, dass der Pfarrer am Stock ging. Er trug eine Brille, und sein Antlitz wirkte asketisch. Sicher war er auch draussen an der Front gewesen.

Am Grab spürte ich Lenis Hand. Ich vernahm ihr «Herzliches Beileid». Der Pfarrer kam noch, sagte tröstende Worte, und ich dankte ihm.

Leni stand wieder hinter dem Ladentisch mit weisser Schürze. «Wir haben eine Tante in Merz-

hausen», erzählte sie mir. «Es handelt sich da um einen grossen Hof. Fünfzig Hektar Land gehören dazu und stell dir vor: Die Söhne des Bauern sind beide noch in England. Der Arme! Jetzt muss er fast alles alleine machen. Ich helfe jetzt in jeder Woche.»

Ihre Hand berührte meinen Jackenaufschlag. «Das wäre doch was für dich? Da gibt es noch alles: Schmalz, Wurst und Speck. Und das Essen ist vorzüglich.»

«Schön, wenn man jetzt eine Tante auf dem Land hat», sagte ich.

Leni blinzelte in den Sonnenstrahl, der sich durch die Jalousie in den Laden drängte. «Ich fahre übermorgen wieder nach Merzhausen», berichtete sie mir. «Ich habe Hilfe versprochen. Bei der Roggenernte helfe ich auch. Ich kann sogar ein Gespann führen!»

Etwas erschrocken war ich schon. Ich merkte, wie Leni mich für die Landarbeit gewinnen wollte. Und danach war ich nicht gerade verrückt.

In der Gefangenschaft hatte ich einige Wochen bei den Franzosen auf dem Land geholfen, soweit mir das mit meinem zerschossenen linken Arm möglich war. Das war in der Bretagne im Département Morbihan nahe der Atlantikküste.

«Ich werde es mir überlegen», sagte ich schliesslich. Meine Gedanken spielten da mit Brot und Speck. Vielleicht gab es ja auch Eier. Ich musste dringend meine Rationen verbessern, sonst kam ich auf den Hund.

Mittwoch würde mein Brot aufgegessen sein. Das war schon ein entscheidendes Kriterium, wankend zu werden.

Am Mittwoch strampelte ich mit dem Fahrrad los. Den Weg kannte ich, denn zur HJ-Zeit waren wir Jungen auch in die Umgebung marschiert, und manche Übung mit Karte und Kompass nebst einem Gepäckmarsch hatte uns über die Dörfer geführt.

Die Felder waren zum Teil bereits abgeerntet.

Vögel tummelten sich auf den Stoppeläckern, um Körner aufzupicken.

Es gab auch Ährensammler, die sich frühmorgens auf die Beine gemacht hatten, um das aufzulesen, was bei der Ernte zurückgeblieben war.

Leni hatte es nicht versäumt, mir den Hof des Bauern Weierstaler zu beschreiben. «Er liegt direkt hinter der Kirche. Es ist ein grosser, schöner Hof. Am Eingang erheben sich zwei grosse, breite Torsteine für die Einfahrt. Und dann ist da der grüne Zaun. Zum Wohnhaus führt eine alte Stein-
treppe empor. Und wenn du genau hinsiehst, bemerkst du die kleine Linde neben der Kirche.»

Ich fuhr in Merzhausen hinein. 13 Kilometer hatte ich zurückgelegt.

Leni befand sich bereits im Haus der Weierstalers. Die Bäuerin war eine lebendige quirlige Frau in den Fünfzigern. Aber sie sah älter aus. Die harte Arbeit hatte ihre Spuren hinterlassen.

Sie trug ländliche Haartracht: Geflochtenes Haar ringelte sich oben auf dem Kopf zu einer Art Dutt. Der halblange Rock war aus grünem Stoff, und darüber hing eine Schürze. Das Mieder war aus schwerem Tuch mit Borten gefertigt.

Leni hatte sich ein weisses Kopftuch über das volle Haar gebunden. Weil es Sommer war, hatte sie ein leichtes blaues Leinenkleid an. Sie zeigte auf mich und strahlte.

Ich durfte mich am gedeckten Tisch niederlassen. In zwei Tassen sah ich Reste von Milchkaffee. Das war gute alte Art. Bohnen gab es kaum oder nie in der Woche. Meist stand der Kathreiner auf dem Tisch, aber er wurde mit guter Milch genossen, und so etwas liess sich allezeit trinken. Frau Weierstaler hatte sich ebenfalls am Tisch niedergelassen. «Unsere Söhne sind noch in Gefangenschaft», erzählte die Bäuerin. «Sonst ständen wir besser da, wenn sie hier wären. Beide waren kräftige Jungen.»

Frau Berta Weierstaler hob beide Hände. «Mein Mann leidet an Rheuma. Gestern hat er seinen schlechten Tag gehabt. Aber heute Morgen hat er die Gäule schon wieder angespannt. Es musste ja noch Roggen vom Feld geholt werden. Wir dreschen heute.»

Ich hoffte im Stillen, von der Drescharbeit verschont zu werden. Es gab da ganz schön dreckige und harte Tätigkeiten. Das wusste ich vom Vater, der hatte früher in seiner Freizeit in Cölbe einem Landwirt bei der Ernte geholfen.

Ich besah mir mit flinken Augen den Tisch. «Greifen Sie zu», sagte Frau Weierstaler. Da gab es im Backhaus gebackenes Brot. Auf einem Teller lag geschnittener Speck. Das Wasser lief mir im Mund zusammen.

Es stand auch Pflaumenmus auf dem Tisch. Daneben ruhte ein Topf mit Schmalz. Ich entschloss mich schnell für Schmalz und Speck.

Ein Mann kam in die Küche. Er trug einen Oberlippenbart. Sein Antlitz zeigte Runzeln. Die Gesichtsfarbe war braun, und das Haar hatte schon eine graue Farbe. Er trug ein blaues Leinenarbeitshemd. Darüber führten Hosenträger, und sie hielten eine Manchesterhose, wie sie bei Mauern und Landarbeitern oft üblich war.

«Das ist Onkel Karl», flötete Leni. Onkel Karl war der Bauer. 60 musste Herr Weierstaler sicher sein.

«Aha, die Hilfskraft aus der Stadt, die Leni angesagt hat.»

Ich drückte die Hand des Bauern.

«Na, nun setzen Sie sich mal wieder, und lassen Sie Ihren Kaffee nicht kalt werden», forderte mich Onkel Karl auf. «Sie waren Flieger? Jagdflieger? Haben Sie auch welche abgeschossen?»

«Einige», gab ich nur kurz Antwort.

«Er hat das Deutsche Kreuz in Gold», bemerkte Leni. «Das stand einmal in der Presse. Ich habe es gelesen.» Leni strahlte. Aber Helden waren jetzt nicht mehr gefragt.

Der Bauer redete besonnen: «Ihr Einsatz an der Front hat nicht viel genutzt. Die anderen waren in der Überzahl. Da fängt man keinen Krieg an.»

«Ein Krieg ist niemals gut», bemerkte ich. «Nichts wird dadurch gewonnen. Das müssten die Menschen langsam einsehen.»

«Hoffentlich!» kam es vom Bauern, und er strich sich mit seinen Fingern über den Bart.

Ich nahm eine kräftige Scheibe Brot und bestrich sie dünn mit Schmalz. Frau Berta sah mich an. «Nun, nicht so bescheiden! Ein Mann wie Sie, der muss essen, wenn er etwas leisten soll!»

«Es gibt später noch Frühstück», verkündete Leni halblaut.

Ich fühlte mich nicht direkt satt, aber ich wollte hier nicht zeigen, wie verhungert ich wirklich war.

«Der verdammte Rücken!» brummte der Bauer, als er sich eine Pfeife stopfte. «Es geht nicht mehr so mit der Arbeit wie früher. Wir haben immer hart gearbeitet. Auch als Kinder. Niemand wurde da zart behandelt. Das Wetter: Mal ist es kalt draussen. Mal schwitzt man.»

Frau Berta lachte: «Er hat sich schon in die Ameisen gesetzt. Aber das hilft nicht für ewig.»

«Ich wollte helfen», sagte ich nach wenigen Minuten. Der Qualm aus des Bauern Pfeife nahm mir fast den Atem. Tränen quollen mir aus den Augen.

Der Bauer grinste. «Es ist ein guter Tabak», lobte er sein Kraut.

Die Bäuerin rief laut: «Das ist Stinkadores. Selbstzucht! Das Kraut sollte man im Ofen verbrennen.»

«Du verstehst nichts von Tabak, Berta», belehrte der Bauer. «Wer so wie ich Pfeifenraucher ist, der muss ja selbst anbauen. Es gibt doch kaum etwas zu kaufen.» Er zeigte mit der Pfeife auf mich: «Sie wollen ja arbeiten. Leni erzählte mir auch von Ihrer Verwundung. Der linke Arm war es?»

Ich nickte.

«Für ganz schwere Arbeit ist er nicht zu gebrauchen.»

Der Bauer erhob sich. «Kommen Sie doch mal mit!»

Wir gingen beide in die Waschküche. Hier kochten gerade Kartoffeln im grossen Kessel. «Schweinefutter», sagte der Bauer. Er zeigte auf eine alte Drillichhose, die an einem Haken hing. «Die gehörte Albert, meinem Sohn. Sie sollten Sie bei der Arbeit anziehen. Sie haben sicher nicht die Kleidung im Schrank.»

Der Bauer zeigte auf ein Paar Gummistiefel. «Die können Sie auch nehmen. Ziehen Sie sich hier um.»

Er blinzelte mit den Augen. «Und dann kommen Sie in den Schweinestall. Die Arbeit presiert.»

Draussen war die Luft schwülwarm. Nur ein sanfter Wind brachte mir den Geruch vom Misthaufen entgegen. Hühner flatterten vor einem kleinen Hund davon.

Herr Weierstaler zeigte auf einen grossen Stall: «Die Tiere sind da drüben. Ich habe leider niemanden. Hin und wieder kommt der Bahnkarl und hilft. Aber der ist alt. Es fehlen eben die Leute. Bis '45 hatten wir zwei Franzosen hier. Die waren in Ordnung. Ich habe sie gut behandelt. Stellen Sie sich vor. Einer der beiden Franzosen war ein Lehrer, irgendwo von der Loire. Er hat mir viel von Frankreich erzählt. Schade, dass er weg ist. Aber die wollten ja natürlich nach Hause.»

«Diese Ecke muss zuerst ausgemistet werden!» Der Bauer zeigte mir einen Schubkarren und die Mistgabel. Er lachte. «Ein Soldat weiss sich ja zu helfen, nicht wahr?» Nach diesen Worten drehte er sich um und verliess den Stall.

Ich musste nun selbst lachen. Ich war natürlich nicht mehr verwöhnt, was harte Arbeit betraf. Die Gefangenschaft hatte dafür schon gesorgt. Mehrmals war ich in Frankreich auf dem Land eingesetzt. Landarbeit war immer noch besser, als ir-

gendwo hungrig in einem Bergwerk zustecken, wie es etlichen Kameraden erging.

So hatte ich auch Ställe ausgemistet. Nur lag dort der Dreck weitaus höher. Das lag daran, dass man hoch oben in der Bretagne ebenfalls keine Landarbeiter hatte. Es gab auch nicht die Möglichkeiten, Ställe mit Stroh zu belegen. Oben bei Lorient hackte man die Ginsterbüsche ab und streute sie in den Stall. Dies gab später ein recht zähes Gemisch und war schwer zu entfernen.

Mist kam auf den Misthaufen, und so belud ich die Schubkarre und versuchte mein Glück. Der Bauer hatte zwei Bretter so gelegt, dass meine Mistfuhren auf den Misthaufen gekippt werden mussten. Man warf den Mist auch nicht so einfach herum. Das war mir klar.

Unklar war lediglich, wie ich über die Bretter kommen sollte. Zwei grosse Steine stützten diese ab. Und meine Mistfuhre war so schwer, dass ich den ersten Anlauf nicht schaffte.

Ich musste zurück und fluchte, weil ich vom Brett abrutschte und in die abfliessende Jauche trat. Es platschte laut.

Ich rollte zurück, stellte die Karre hin und zog meine Jacke aus. Es war zu warm.

Mein einziges Hemd, dachte ich. Ich rollte die Ärmel hoch. Da durfte kein Schweinemist drankommen! Ich versuchte es aufs Neue. Nur, die Gummistiefel waren zwei Nummern zu gross. Ich spürte es deutlich. Das waren Latschen.

Mein Anlauf war gut, und ich rollte über die Bretter. Die Fuhre wurde umgekippt. Vorsichtig ging es zurück. Ich belud meine Karre neu. Diesmal allerdings nicht so hoch.

Ich lief an, kam auf die Bretter und verlor das Gleichgewicht. Meine Arbeit lag nun vor der Miste. Das Rad drehte sich noch.

Ich rutschte mit einem Bein aus und landete wieder in der Jauche. Ich rief laut einen Fluch.

Jemand musste das gehört haben. Ein helles

Lachen erklang, und eine Radschelle klingelte.

Mich interessierte dies allerdings nicht. Wenn es so weiterging, würde ich zum Gespött des Hofes werden. Mit beiden Füßen stand ich in der Jauche, tapste umher und versuchte, meinen Fehler auszubügeln.

Pfui Teufel, dachte ich, welch eine Tätigkeit für einen ehemaligen Soldaten.

«Da gehört auch Übung zu», erklang eine melodische Stimme. Ich wandte den Kopf, sah eine Mädchengestalt und steckte die Gabel in den Mist.

Das Mädchen hielt ein altes Damenfahrrad. Lustig sah sie aus mit dem blauen Kopftuch auf dem Kopf, das ihr wildes Haar bändigte. Das Mädchen Tanja! Ich erinnerte mich plötzlich an ihren Vornamen.

«Und was machen Sie hier, Fräulein Söllner?»

«Sagen Sie mal nur Tanja zu mir», rief sie mir zu. Mit einem Auge sah ich, wie Leni auf die Treppe kam.

«Ich muss wieder arbeiten», brummte ich.

Tanja lachte und drehte den Kopf. «Ich werde hier auch helfen. Am Abend erzähle ich Ihnen, weshalb ich hier bin.» Ich hob den Kopf. In diesen Worten steckte eine Einladung.

«Um zehn an der Kirche», sagte ich hastig, aber auch so, dass es Leni nicht mitbekam. Das Mädchen nickte.

Sie sah gut aus, und mein Herz klopfte etwas schneller. Ich sah nur mit kurzem Blick, dass sie ihr altes Rad an meines lehnte. Wenig später wurde ich in meiner Arbeit durch Lenis Ruf unterbrochen: «Frühstück!»

Sie winkte mir zu, und ich liess die Mistgabel fallen. Jetzt spürte ich auch meinen Rücken. Es dauerte Sekunden, bis ich gerade gehen konnte.

Der Stall war blank. Die Schweine konnten wieder in die Koben gebracht werden. Ich begab mich in die alte Waschküche, zog die Gummistie-

fel aus und machte mich menschlich für das Frühstück.

«Der Schweinestall ist klar», sagte ich zur Bäuerin, die Brot schnitt. Die grossen kräftigen Scheiben des Landbrotess legte sie in eine geflochtene Schale aus Weidenzweigen.

Sie nickte mir zu: «So ein kräftiger Mann wie Sie, der schafft das bis zum Frühstück. Das habe ich mir gleich gedacht. Aber jetzt müssen Sie was essen.» Ich bediente mich mit Kaffee und Brot.

«Mein Mann sagte mir, Sie möchten den Kuhstall auch ausmisten». Frau Berta biss kräftig in ein Brot mit Schweinmettwurst.

«Dieses Mädchen mit dem Rad, das heute kam, hat sie schon oft hier geholfen?»

«Die Tanja: Ja! Manchmal kommt sie von Wetter herüber. Die leben da auch eng und haben nichts zu essen. Sie lebt mit ihrem Bruder und ihrer Mutter. Sind arme Flüchtlinge. Ich weiss nicht, wo sie herkommen.»

Eine Pause entstand. «Nehmen Sie noch!» Die Bäuerin zeigte auf Brot und Schmalz. «Es ist noch genug da.»

Feierabend! Die Turmuhr von der Kirche war selbst im Kuhstall zu vernehmen. Ich hatte diesen Tag geschafft! In meiner rechten Hand zeigte sich der Beginn einer Blase. Das kam von der Mistgabel.

Der linke Arm schmerzte, und mein Rücken war lahm. Ich musste trotzdem lachen. Immerhin konnte ich einen Er folg vorweisen. Zwei Ställe gesäubert von einem Oberfeldwebel a.D., der einst mit dröhnendem Motor durch die Lüfte zog und nun einer friedlichen Tätigkeit nachging.

Ich musste an meinen ehemaligen Chef, Herrn Pingelmann, denken, der in einer feinen Bank sass und Kommandos gab. Er stand nicht im Kuhdreck, und er roch bestimmt feiner als ich. In meiner Kleidung hatte sich eine Mischung von

Duft nach Schweinemist und Kuhdung festgesetzt.

Was den herbeigesehnten Feierabend anging, so hatte ich mich wohl verrechnet. Es war zwar 7 am Abend, aber: «Das Vieh kommt in den Stall», erklärte mir der Bauer.

So begann ich zu helfen. Stroh musste ausgeschüttet werden, und vom Boden durfte ich Heu herabwerfen.

So wurde es spät, ehe ich in die Waschküche kam.

Das eiskalte Wasser aus dem Messinghahn machte mich wieder frisch. Plötzlich öffnete sich die Türe, und Leni erschien. Ich stand vor ihr mit nacktem braunem Oberkörper. Sie errötete leicht: «Ein Handtuch für dich!»

Ihre Worte klangen gleichgültig, aber ich spürte doch die Spannung, die dahinterlag. Ich setzte mein bestes Lächeln auf. Leni warf mir noch einen Blick zu und ging.

Mit der Seife war allerdings kein Staat zu machen. Es gab nur Kriegserzeugnisse, und die waren ohne Fett: Glasseife und Sandseife. Ich habe immer gerätselt, woraus man diese Sorten herstellte.

Aber neben dem Bottich aus Holz lag ein dickes Stück Kernseife. Das benutzte ich nach dem Motto: Frechheit siegt.

Mein Hemd konnte ich nicht säubern. Es war verschwitzt und zeigte Spuren des Stalles. Ich reinigte es, so gut es ging. In nächster Zeit musste ich auch versuchen, wenigstens ein Ersatzhemd zu bekommen.

Bislang hatte ich mein Hemd jeden Abend gewaschen. Dazu bereitete ich nur heisses Wasser. Ich gab Pfefferminzwasser in die Brühe und etwas Holzzessig. Das reinigte ebenfalls. In der Gefangenschaft stand mir nur kaltes Wasser zu Verfügung.

Nach dem Essen ging ich über die Holzterre in mein Zimmer. Leni hatte Kopfkissen und Fe-

derbett für mich bezogen. Die Luft roch abgestanden. Ich öffnete das Fenster und blickte in den Nebenhof, wo ein alter grosser Birnbaum stand. Seine Zweige nahmen fast den ganzen Hof ein.

Einige Meter weiter war eine Scheune zu sehen. Der Lehm bröckelte bereits aus den Fachwerkfassungen heraus. Ein alter Holzzaun schloss den Garten ab.

Als ich den Kopf zurückzog, sah ich Holzbalken im Hof, und mir kam ein Gedanke: Buchenholz, mindestens drei Festmeter, und ich besass zu Hause in der Stadt nichts: Was sollte ich in den Ofen hineinwerfen, wenn es kalt wurde?

Vorsorge musste getroffen werden. Es gab wenig oder gar keine Kohle zu kaufen. Morgen wollte ich deswegen mit dem Bauern sprechen: Er konnte mir sicher helfen.

Das Zimmer war klein. Über dem Bett hing ein Christusbild. An der anderen Wand hatte man einen gestickten Spruch aufgehängt. Der Ofen war alt, schwarze Platten zierten ihn.

Kurz vor zehn schloss ich innen ab, denn Leni würde sicher einmal klopfen und prüfen, ob ich schon schlief. Diesen Verdacht hegte ich.

Da war die Leiter. Es gelang mir, ohne Verrenkungen aus dem Fenster zu kommen und auf der schwankenden Leiter nach unten zu steigen.

Innerlich musste ich lachen und zwar über mich. Wie konnte ich wegen dieser Tanja Söllner so verrückt sein!

Die Pforte im Garten liess sich ohne Knirschen öffnen. Ich stand auf einer Seitenstrasse, und an der Dorflinde musste ich auch nicht vorbei. Hinter der Kirche traf ich Tanja. Es war bereits dunkel.

«Gehen wir», sagte Tanja mit verhaltener Stimme. «Die kennen mich hier, und Neugierige gibt es immer. Gehen Sie etwas vor. Ich folge!»

Tanja schob mich in einen Feldweg hinein. Ich nahm den Geruch eines Kartoffelfeldes wahr. Rechts stand hoher Mais. Er bog sich im Abendwind.

«Dort hinten liegt eine Scheune», sagte das Mädchen. Sie hatte ein Parfüm benutzt. Sie lachte. «Besser als der Schweinestall. Ich besitze noch einen Rest. Es stammt aus Frankreich. Ich war 16, als es mir ein Soldat schenkte. Er war in Paris stationiert.»

«Ja, diese Soldaten», meinte ich spöttisch. Sie haben immer etwas für ein Mädchen gefunden. Im Dunkel berührte mein Kopf fast ihr Gesicht: «Sagen wir Du, Tanja.»

«Einverstanden», antwortete sie und stolperte. Ich fing sie auf. Da konnte ich nicht widerstehen und küsste sie.

«Gut küssen kannst du nicht», flüsterte sie. «Du hast wohl lange Zeit kein Mädchen in den Armen gehabt?»

«So ist es», sagte ich und küsste sie noch einmal.

Aus dem dunklen Himmel fielen Tropfen, warm und schwer. Wir stellten uns unter das grosse Vordach der Scheune.

Ich nahm Tanjas Hand, und wir tasteten uns vorwärts ins Heu. Ich entledigte mich meiner nasen Kleidung. Als ich nach Tanja tastete, spürte ich ihre nackte Haut. Ich nahm sie in meine Arme, und sie küsste mich.

Sie war ein prächtiges unkompliziertes Mädchen. Ich fühlte mich unbeschwert und zufrieden, weil ich spürte, dass ich noch ein Mann war – trotz der Lager und des Hungers.

Das versöhnte mich ein wenig mit der miesen Lage: Es gab also nicht nur Krieg und Befehle auf dieser Welt, dachte ich. Und statt Tod und Verderben wurde alles durch Liebe erweckt.

Tanja ruhte in meinen Armen. Wir waren müde geworden. «Wie kommst du in dieses Dorf?» fragte ich sie leise.

«Eine Tante wohnt hier. Die Schwester meiner Mutter. Sie besitzt ein kleines Haus. Aber Landwirtschaft hat sie keine. Der Mann war Maurer. Er arbeitete bei einem Bauunternehmen. Im Krieg war er in Allendorf tätig. Dort wurden Bunker gebaut. Er verunglückte dabei. Das war 1942.

Mutter und ich wohnten in Breslau. Es war schön dort.»

«War?», flüsterte ich.

«Bis der Krieg kam. Festung Breslau. So ein Blödsinn.»

Ich strich mit der Hand über Tanjas nasses Haar. Die warme Luft musste es trocknen.

Die Sonne weckte mich am nächsten Morgen. Ich streckte den Kopf aus dem Fenster. Leni stand mit nackten Füßen im taufrischen Gras und sah hoch.

«In der Nacht war jemand hier!» rief sie mir zu. «Die Leiter fiel um. Man konnte es im Haus hören.»

Ich hatte sie auf dem Rückweg umgestossen, aber dennoch zeigte ich ein erstauntes Gesicht.

«Nichts habe ich gehört», log ich. Wer das wohl war? Sicher ein Herumtreiber, der etwas stehlen wollte. «War er im Hühnerstall?»

Leni zeigte ein verblüfftes Gesicht. «Da muss ich nachsehen.»

Ich nahm die mit Wasser gefüllte Kanne, goss Wasser in die Schüssel und wusch mich mit Hilfe der Glasseife. Zahnpasta besass ich nicht, und eine Zahnbürste hatte ich nicht mit auf die Reise genommen.

So half ich mir wie im Lager mit einem Stückchen Tuch, das ich um den Finger schlang, und einem Tupfer Seife. Das ging.

Beim Frühstück sprach ich mit dem Bauern über die Nöte eines Städters während der Winterzeit. «Kohle wird zugeteilt, damit kann man keine Wohnung heizen. Ich dachte da an Holz!»

Der Bauer nickte: «Das lässt sich machen, aber nur mit Geld, mein Lieber.»

Ich bot Tabak zum Tausch an. «Guten amerikanischen Tabak!»

«Das sieht schon anders aus!» Ich hatte ihm auch gesagt, dass ich so an drei Festmeter Holz dachte. Keine Kiefer, sondern gute Buche.

Ich bot etliche Päckchen Tabak. Das war ein

Preis, der den normalen Geldwert des Ofenholzes weit überstieg.

Der Bauer nickte: «Einverstanden. Im Herbst komme ich in die Stadt. Ich nehme das Fuhrwerk. Bis vor das Haus wird geliefert.»

Das Holz musste aber auch geschnitten werden. Bauer Weierstaler lächelte: «Ich kenne da jemanden in Cölbe. Der Mann kommt sicher auch in die Stadt gefahren. Einfach ist das ja heutzutage nicht. Aber mit etwas Kaffee, vielleicht ein halbes Pfündchen Echten, und einigen Zigaretten liesse sich schon etwas machen.»

Ich wusste zwar noch nicht, wo ich den Kaffee herbekommen sollte, aber sicherlich würde ich einen Weg finden – und wenn es der Schwarzmarkt sein musste. «Ich kümmere mich darum!»

Der Bauer trank seinen Kaffee, ass eine Scheibe Brot mit Pflaumenmus und erhob sich. Es war 7 Uhr. Die Arbeit musste beginnen.

Gegen Mittag sah es nach heftigen Gewittern aus, so machte ich der Bäuerin klar, dass es zweckmässig wäre, mich auf die Reise nach Marburg zu machen. Das sah die Bäuerin ein, denn ich fuhr ja mit dem Rad.

Meinen Rucksack durfte ich mit Kartoffeln füllen. Dazu kam noch ein kleiner Sack, den ich auf den Gepäckträger packen konnte. So verfügte ich wohl fast über einen Zentner!

Das gab Bratkartoffeln, denn die Bäuerin packte noch einen Klacks Schmalz in Pergamentpapier und steckte es in ein irdenes Töpfchen.

«Das bringen Sie mir bei Gelegenheit wieder mit», sagte sie noch. Ein Stück Leberwurst mit einigen Scheiben Brot fand auch noch den Weg in meine schwarze Aktentasche, die ich kunstgerecht am Rahmen meines Rades befestigen konnte. Ich bedankte mich. Die Bäuerin winkte aber ab.

«Sie haben fleissig gearbeitet. Wir würden uns freuen, wenn Sie öfter mal kommen könnten. Arbeit gibt es bei uns genug.

«Schönen Gruss noch an Leni», rief ich der Bäuerin zu, als ich den Hof verliess.

Ich aber machte mich auf den langen holperigen Weg über die Ortschaft Michelbach. Die Strasse war zwar nicht so gut wie die Strecke über Cölbe, aber sie wurde nicht von Militärfahrzeugen befahren.

In Michelbach watschelten dicke fette Gänse auf der Strasse herum. Mein Klingeln störte sie, und sie liefen schnatternd in den Strassengraben. Ich musste daran denken, wie sich so eine Gans als Weihnachtsbraten ausmachen würde. Aber so etwas stand für mich armen Bürger auch nur in den Sternen.

Ich war ziemlich ausgepumpt, als ich vor meinem kleinen Haus in Marburg stand. Es begann zu regnen und dicke Tropfen fielen in den Staub, um pfenniggrosse Spuren zu hinterlassen. Die Kinder auf der Strasse hoben die Gesichter zum Himmel und streckten die Zungen heraus. Für sie war das Leben noch ein Spass.

Am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg zu unserem früheren Kohlenhändler. Das Lager lag seit Jahren in der Zimmermannstrasse. Der Strassenname passte, denn ein Zimmereigenschaft gab es hier.

Die Familie wohnte im grossen Eckhaus. Es war als Fachwerkhaus errichtet und sehr imposant. Manchmal hatten schöne Mädchen aus den Fenstern geschaut. Daran erinnerte ich mich.

Im Kontor des kleinen Hauses sass ein älterer Herr, gekleidet in der Mode der Jahre bis 1914. Sein Habit war schwarz, und der weisse Gummikragen sah ein wenig abgenutzt aus. Vielleicht war er mit Kreide nachgeweisst worden.

Nur der graue starke Oberlippenbart wirkte wie neu. Er passte zu den Tränensäcken und den Runzeln im Gesicht.

Der Mann musterte mich. Den Inhaber hatte ich aus früheren Zeiten noch in Erinnerung. Die-

sen Mann kannte ich nicht.

Der alte Herr hatte sich von seinem Bürostuhl erhoben und lehnte am Ladentisch. Draussen an der Türe stand, wie vor zwanzig Jahren, das Wort Comptoir. Der alte Herr passte in diese vergangene Zeit. Hier war sie wohl stehengeblieben.

«Ich komme wegen einer Zuteilung an Kohlen oder Briketts. Ich dachte so an eine Tonne?»

Was waren schon zwanzig Zentner für einen langen Winter, ging es mir durch den Kopf.

Der Herr vor mir brachte ein Lächeln zustande, obwohl er sicher hungrig war. Man sah dies den Menschen an.

Auf seinem Schreibtisch stand ein Glas. Es war halb mit Wasser gefüllt. Auch so etwas betäubte den Magen, wenn das Hungergefühl zu stark wurde.

Ich bemerkte auch Spott in diesem Lächeln. «Und wann möchte der Herr die Ware geliefert haben? Noch heute? Oder kann es morgen sein? Wir geben auch zehn Prozent Rabatt!»

«Herrlich», rief ich aus. «Dieser Dienst am Kunden. Ich dachte, er sei durch den Krieg abgeschafft worden. Liefern Sie bitte noch heute, Briketts. Union, nicht wahr! Und dann bitte jedes Brikett gut entstauben. Ich hasse es, wenn mein Keller eine Staubwolke ist. Noch dazu, wo ich allergisch gegen Brikettstaub bin.»

Der alte Herr liess die Kinnlade fallen. Seine gelben Raucherzähne wurden sichtbar.

«So kann nur ein Landser reden!» kam es aus seinem Mund. Dann lachte er.

«Bitte, ich will Sie ja nicht überfordern!» fügte ich meinen Worten hinzu. Ich bin auch mit einer kleineren Lieferung einverstanden. «Ich weiss ja, dass wir schlechte Zeiten haben. Die Beförderungsmöglichkeiten in Ihrer Firma haben sicher zurzeit einen gewissen Engpass. Vielleicht fehlt es am Fahrzeug, oder die Pferdchen bekommen nicht den notwendigen Hafer. Das Militär hat ja sicher

auch Ihr Kohlenfahrzeug beschlagnahmt für den Endsieg.»

Ich stellte mich wieder gerade. Der alte Herr nahm wieder auf seinem Bürostuhl Platz und holte tief Luft: «Sie wollen mich veräppeln, was?» klärte er. Aber das Lachen sass ihm noch auf dem Gesicht.

Der Mann vor mir hielt sein Taschentuch hoch. «Früher, da wurde dieses Tuch hier im Kontor noch schwarz. Der Staub drang durch die Fenster. Da lagen auch noch Kohlen auf der Halde.»

Er knüllte das Taschentuch in seiner linken Hand zusammen und liess es in der Jackentasche verschwinden. Sein Blick traf mich. «Jetzt wird dieses Tuch nicht mehr schwarz, mein Herr. Wir haben nichts! Verstehen Sie!» Ich verstand. Der alte Mann nickte und setzte seinen Kneifer auf. Aus einer Schublade nahm er eine Zeitung und begann zu lesen.

Am nächsten Tag war auch Olga wieder da. Ich berichtete ihr von meinem Landleben und der Abmachung mit dem Bauern Weierstaler. «Du musst mir helfen, Schwester. Ich benötige zum Tausch etwas Tabak. Ich dachte an sechs Päckchen amerikanischen! Und Kaffee! Vielleicht ein Kilo.»

Olga zog eine Schnute. «Und du glaubst, das habe ich in Giessen in der Schrankschublade?»

«Aber du kannst ja einmal deine Verbindungen spielen lassen. Für mich wäre das hier eine Sonderausgabe von einigen Tausendern. Kaffee ist ja nicht billig zu haben.»

«Mal sehen», antwortete Olga. «Da muss ich auch Brod fragen.»

Ich ging auf den Boden, um etwas zu suchen, was für einen Tausch geeignet war. In meine Hände fiel nur das Führerbild, welches einst in der guten Stube hing. Durch den Bombenangriff auf die Siedlungshäuser am Berg hatte das Glas gelitten. Ein Sprung zog sich hindurch. Und Staub hat-

te sich abgelagert. Sonst aber war dieser Farbdruck noch in Ordnung.

Ich nahm das Bild vom Boden mit nach unten. Olga schaute auf. «Was hast du denn da mitgebracht?» Sie sah's und lachte. «Mein Gott, das Führerbild! Willst du es verkaufen?»

«Wer kauft so etwas?» fragte ich naiv.

«Na, doch die Amis», kam es von Olga. «Die suchen doch Souvenirs aus Germany. Aber im Moment wüsste ich niemanden, der ein Bild mit nach Amerika nehmen will.»

Ich stellte das Bild in eine Ecke hinter den Schrank des Wohnzimmers: «Sprich mit deinem Freund!»

Es kam auf den Versuch an. Zumindest hatten die Amis in den Tagen der Invasion Uhren und Ringe gesammelt. Das sprach sich herum. «Tausche neues Führerbild gegen eine Schachtel Chesterfield.» Das gab die Lage wieder.

«Ich gehe nachher in die Stadt, um einzukaufen», sagte Olga. Ich kramte in der Schublade des Küchenschrankes nach meiner Fleischkarte und gab sie Olga. «Vielleicht könntest du noch eine gute Rindswurst mitbringen!»

Sie warf einen Blick auf meine Karte und tippte sich an die Stirne. «Vielleicht vom Pferdemetzger!» kam ihre Antwort.

Ich blieb ernst: «Ist ja auch Fleisch. Nicht wahr? Hätten wir so etwas nur im Lager gehabt.»

Olga blickte mich an und kniff die Lippen zusammen: «Also ich mag keinen Gaul auf dem Tisch haben. Aber für dich bringe ich gerne ein halbes Pfund mit. Dafür braucht man ja nur halbe Marken.»

Pferdefleisch würde mir nicht zuwider sein. Im Lager hatte man sogar einen Hund gebraten, der sich neugierig unter dem Stacheldraht hindurchgewühlt hatte.

Weil nun meine Heimat ein Hungerland war, dachte ich an die Rettung, an Merzhausen und an Tanja.

Es regnete noch, als ich in Merzhausen ein-

traf! Meine alte Soldatenschirmmütze war durchweicht, doch die schwarze Feldjacke hatte dem Regen getrotzt. Mein Fahrrad stellte ich an der Treppe des Hauses Weierstaler ab. Der Bauer war in Geschäften unterwegs.

Die Bäuerin bat mich an den Kaffeetisch. Es gab auch wieder Arbeit für mich.

Ich war mit der Reinigung des Kuhstalls fertig, als ich das Klappern von Pferdehufen und das Rollen eines Wagens vernahm. Der Bauer kam zurück. Er zeigte ein verdrossenes Gesicht, als er mich sah.

«Tag auch!» war sein knapper Gruss.

«Wie waren die Geschäfte?»

Der Bauer winkte ab: «Sieht alles schlecht aus. Ich benötigte einige Eisen für die Scheunentore. Und einige Fenster im Wohnhaus sind zu erneuern. Da regnet es durch. Und dann habe ich Getreide abgeliefert. Aber für welchen Preis! Das ist zum Lachen.»

Ich bot dem Bauern eine Zigarette an, die er auch nahm. Ich erzählte ihm, dass ich Tabak in der Tasche habe und den Kaffee. Weierstaler riss beide Augen auf: «Das ging ja schnell!»

«Etwas Glück war dabei», gab ich zur Antwort. In der Küche übergab ich ihm Kaffee und Tabak. «Ich liefere das Holz im September», sagte mir der Bauer. Damit war ich auch einverstanden.

«Sie kennen doch sicher einen Bauern, der gerne raucht und der tauschen würde?» fragte ich ihn.

«Da wäre der Michel Kannenbäcker», sagte die Bäuerin. «Der qualmt doch wie ein Schlot, wenn er etwas hat. Und ich habe schon gesehen, dass fremde Leute sein Haus betreten haben.»

Der Bauer ging an das Fenster und zeigte mir die Richtung, wo der kleine Hof des Michel lag: «Hinter dem Lindenbaum!»

«Aber reden Sie nicht zu viel mit dem Michel,» warnte der Bauer mich. «Der hat es faustdick hin

ter den Ohren, und gegen den Hitler ist er auch immer gewesen. Sagt er jetzt.»

Im Garten vor dem kleinen Fachwerkhäus lief ein Bastardhund herum und kläffte mich an, als ich die Gartenpforte öffnete. Da er mit einer Kette an einer Hundehütte verbunden war, machte ich einen Bogen um ihn herum. Meine Hose wollte ich mir nicht zerreißen lassen.

Der Mann, der Michel genannt wurde, kam aus einer schiefe in den Angeln hängenden Türe heraus. Er sah auf mich: Ich konnte ein faltiges mürrisches Gesicht erkennen. Gekleidet war der Mann mit einer Cordhose, und die Hosenträger saßen über einem blauen Arbeitshemd.

«Was wollen Sie hier?» herrschte Michel mich an. Ich blieb stehen und blickte den mürrischen Mann an. In Ruhe steckte ich mir eine Zigarette an.

«Was dampfen Sie denn da?» wollte er von mir wissen.

«Meine Standardzigarette. Camel. Wollen Sie eine?»

«Wollen Sie handeln?» Auf diese Frage nickte ich nur.

«Na, dann kommen Sie herein!»

Einen Platz bot mir Michel nicht an. Aber er nahm eine Zigarette, die ich ihm gab. Sein Danke war geknurr.

Der Raum, in dem wir uns befanden, musste das gute Zimmer sein. Da stand ein altes Sofa aus der Gründerzeit. Zwei Stühle mit Flechtwerk berührten fast einen mahagonifarbenen Tisch mit gedrechselten Beinen.

An der Wand stand das übliche Vertiko. Allerlei Nippes befand sich darauf. Auf dem Boden lag ein Stück Stragula statt eines Teppichs. Fotografien hingen in kleinen schwarzen Rahmen an den Wänden.

«Wissen Sie, ich suche Schmalz. Schweinefett. Ist doch nichts Besonderes? So ein kleiner Handel wird ja überall gemacht. Haben Sie Interesse?» Ich sah, wie er überlegte.

Dann richteten sich seine dunkelblickenden Augen auf mich. «Wieviel wollen Sie denn haben? Ein grosser Landwirt bin ich nicht.»

«Ich bin bescheiden», begann ich, «zwei Kilo, in Töpfen?»

«Haben Sie noch eine Zigarette?» fragte Michel mich. Ich nickte und gab ihm eine. Er rauchte hastig.

«Sie sind Städter, was?»

«Was hat das mit dem Schmalz zu tun?»

Er grinste auf meine Frage: «Alle kommen sie jetzt und bieten an. Jetzt ist der Bauer wieder was für die Städter.»

Ich hob eine Hand: «Mal sachte, mein Lieber. Auch die Städter müssen sein. Wie hiess es früher so schön: Stadt und Land, Hand in Hand!»

Michel wurde gehässig: «Das sind Hitlersprüche. Gut dass alles vorbei ist.»

«Schon gut, Herr Kannenbäcker!» sagte ich.

Jetzt musste er lachen. «Kannenbäcker nennt man mich, das ist der Dorfname für mich. Eigentlich heisse ich Bergmann. Mein Vater hat um die Jahrhundertwende auch getöpft. Deshalb der Name.»

«Die Städter müssen auch sein und leben. Was ist mit dem Schmalz?»

«Und wieviel geben Sie?» Seine Frage kam aus der Gier des Rauchers.

«Zwei Päckchen Zigaretten pro Kilo. Mehr nicht.»

Er nickte und wenig später brachte er das heiss begehrte Fett. Er trug einen grossen alten irdenen Topf.

«Es ist genau gewogen,» erklärte er mir. Für den Topf könnten Sie mir fünf Zigaretten extra geben. Den sehe ich ja doch nicht wieder.»

Handeln wollte ich jetzt nicht. Ich gab ihm die Zigaretten und verliess das Haus. Das Schmalz war gut. Zwiebeln und Äpfel waren darin. Das hatte ich gerochen!

Ich war froh, als nach holprigem langem Weg die Türme der Elisabethkirche vor meinem Auge erschienen. Ich rollte den Wehrdaer Weg entlang.

Die Lahn floss ruhig, Fussgänger belebten die Bergseite des Weges.

Ein Pferdegespann war von mir zu überholen, aber es gab hier keine amerikanischen Armeelastwagen. Auch andere Autos waren weit und breit nicht zu sehen.

Ich dachte an eine geregelte Arbeit. Auch auf dem Arbeitsamt hatte ich mich sehen lassen. Eine Stelle als Hilfsarbeiter hatte man mir angeboten. Irgendeine Baufirma arbeitete an einem städtischen Projekt.

Ich hatte lachen müssen. Der Angestellte hinter dem Schreibtisch war ein wenig perplex über meinen Ausbruch.

«Mann, ich war lange Jahre Soldat,» sagte ich. «Und ich habe auf einer Bank gearbeitet, ehe der ganze Mist losging. Dann habe ich in Frankreich Mist auf einem Bauernhof gekarrt und Steine geschleppt für nullkommanichts. Und jetzt bieten Sie mir diesen Job an. Wir könnten doch mal tauschen! Oder?»

Da hatte der Mann hinter dem Schreibtisch nichts mehr gesagt. Ich bot ihm aber trotzdem eine Zigarette an, was ihn versöhnlich stimmte.

«Mensch, ich weiss doch selbst, wie das ist, wenn man keine Arbeit hat», entfuhr es ihm. «Im Lager war ich nicht. Dafür habe ich jedoch meinen Unterschenkel verloren. Bei Kursk, wenn Sie wissen, was da los war. Habe lange im Lazarett gelegen.»

Ich nickte: «Ich war in Italien, Sizilien und Nordafrika. Aber das reichte auch. Mein Arm links wurde durchschossen. Da fehlt die Kraft drin, deshalb kann ich den angebotenen Job nicht annehmen.»

«Verstehe», sagte der Angestellte. «Aber sonst habe ich nichts anzubieten. Da müssen Sie sehen, wie Sie über die Runden kommen.» «Noch habe ich meinen Sold auf dem Sparkonto, sonst sähe es schlecht um mich aus!» Ich beugte mich vor und stützte mich auf die Schreibtischkante. Der Angestellte sah mich mit Skepsis an.

«Mich würde nur noch interessieren, was man heutzutage an Lohn zahlt», fragte ich. Reich wird man sicher nicht davon. «Reicht es wenigstens für eine Zigarette am Tag?»

Der Angestellte grinste mich an. Seine Stimme klang kratzig, als er sagte: «Also da müssten Sie noch Geld mitbringen. Gezahlt werden 58 Reichspfennige pro Stunde bei acht Stunden Arbeitsleistung».

Es war unumgänglich, dass das Hausdach in Ordnung gebracht wurde. Ich wollte nicht, dass im Winter Eiszapfen an meiner Wohnzimmerdecke hingen. So setzte ich mich aufs Rad und fuhr in die Marbach zu einem Dachdecker.

Zur Zeit hatte Handwerk zwar keinen goldenen Boden, weil es an Materialien fehlte, aber Ziegeleien gab's noch. Der Meister hatte die Leder-schürze umgebunden, sass auf einem Hackklotz und war dabei, Schieferplatten zu bearbeiten.

Der alte Mann, wohl hoch in den Sechzigern, hielt mit seiner Arbeit inne. Sein Blick war müde. «Sie sind Meister Werner?» fragte ich.

«Der Senior», entgegnete der alte Herr. «Mein Sohn ist noch in Gefangenschaft. Er ist in Russland.»

«Sie waren auch Soldat?» fragte er.

«Lange Zeit Meister! Nun bin ich wieder zu Hause, und da gibt es Probleme. Das Dach meines Hauses hat unter den Bomben gelitten. Ich muss an den Winter denken. Der Regen macht das Dach kaputt.»

«Haben Sie denn die richtigen Ziegel?» Ich zuckte die Schultern, nahm eine Zigarette und bot auch dem Meister eine an.

«Die Ziegelei hat keine Arbeitskräfte», erzählte der Dachdecker. «Wer will schon für ein paar Pfennige tätig sein? Da muss jeder helfen, wenn er Ziegel haben will.»

Mir kam der Gedanke einer «Spritze»: «Ich

würde mit Kaffee dienlich sein», erklärte ich, «für Sie natürlich.»

Die Augen des Alten wurden klarer. «Da würde sich meine Frau aber freuen.»

«Und etwas Tabak!» sagte ich. «In Ihrem Alter raucht man wohl gerne Pfeife.» Meister Werner lächelte.

«Schreiben Sie mal Ihre Adresse auf», bat der Alte schliesslich und gab mir einen Fetzen Papier.

«Da komme ich morgen mal vorbei», blickte er auf den Zettel. «Am Berg Nr.10. Das ist da oben, wo Violas Ruh liegt. Oder zur Dürerstrasse zu?»

«Mehr zur Dürerstrasse zu», antwortete ich, «Sie als alter Marburger finden das schon.»

Der Alte nahm seinen Ziegel und den Hammer wieder auf. «Feines Material», sagte er, ich muss da eine Erneuerung machen. Es ist schwer, an Material zu kommen. Keine Fahrzeuge da! Das ist auch ein Problem. Ein Nachbar hat einen alten Holzvergaser. Damit fährt er für mich.»

Auch die Fenster-Rahmen waren kaputt. Doch solange Buchenscheite verfeuert werden konnten, musste auch Kiefernholz für Fenster aufzutreiben sein.

Am Trojedamm wohnte ein alter verknittert aussehender Schreiner, der mir Hilfe versprach. Früher hatte ich einmal Leisten bei ihm schneiden lassen, als ich noch Flugmodelle baute. Später hatte Vater für den Hausbau einige Fenster arbeiten lassen.

Der alte Herr Richter hatte dies nicht vergessen. «Aber», so liess er mich dennoch wissen, «es ist ja für meine Gesellen nicht so einfach, mit diesen Hungerrationen tätig zu sein: Da hilft auch die Zusatzkarte nicht viel. Und von Brot kann der Mensch auch nicht allein existieren.»

Ist mir bekannt Meister! Nur meine Mittel sind auch begrenzt. Aber wenn Zigaretten helfen? Ich meine für meinen Tausch.»

Meister Richters Runzeln verzogen sich zu ei-

nem Lächeln: «Zigaretten vermögen so vieles!» Er zeigte mir seine leere Tabakdose: Da waren noch einige Krümel drin, die sehr nach selbst angebautem Tabak aussahen.

«Eigenproduktion?» fragte ich und holte meine Zigaretten aus der Tasche. «Probieren Sie mal!»

Ich gab ihm Feuer und fragte ihn, ob er etwas Benzin habe. Richter konnte mir helfen. Im Haus stand eine Flasche gereinigtes Benzin. Damit füllte ich mein Sturmfeuerzeug auf. Ich bedankte mich für die Hilfe.

Meister Richter versprach einen Besuch mit dem Altgesellen, um die Fenster auszumessen.

So hoffte ich, dass es im Winter einigermassen warm im Haus sein konnte. Ehe ich «Wiedersehen» in die Schreinerwerkstatt rief, legte ich eine Schachtel Lucky-Strike-Zigaretten auf die Hobelbank und verliess den nach Harzen und Holz duftenden Arbeitsraum.

Ich radelte auf dem Damm entlang zur Brücke, wo ich das Summen der Generatoren in der Herrenmühle hören konnte.

Zu Hause angekommen überlegte ich, wieviel Geld für die Aufträge zur Verfügung stand. Es war eine erkleckliche Summe, die auf meinem Konto lag. Ausserdem hatten Mutter und Vater gespart. Vater besass auch eine Lebensversicherung, die ausbezahlt war. Soviel ich wusste, handelte es sich um fünftausend Reichsmark: Das war vor 1939 ein kleines Vermögen!

Doch in den Kriegsjahren war es damit aus. Nichts konnte mehr gekauft werden. Die Pension, die Mutter bekam, war klein. Aber das Geld reichte aus.

Vater war bei der Bahn als Obersekretär tätig gewesen. Da gab es auch damals keine Reichtümer zu erwerben. Aber in den Kriegsjahren gab es nichts mehr, wofür es sich lohnte, Geld auszugeben: So wanderte der Betrag der Versicherung auf Mutters Sparkonto. Dort war er noch, und ich musste nur auf den Erbschein des Gerichtes warten.

Der September 1946 begann mit Sonne, und die Blumen in den Vorgärten blühten langsam dem Herbst entgegen. Am Abend machte ich mich auf den Weg, um nach Sabine Schwerdtner zu fragen. Als ich mit dem Schmalztopf in das kleine Fachwerkhaus in Zwischenhausen eintrat und die schmale knarrende Holzterrasse hinaufstieg bis unter das Dach, hatte ich ein ungutes Gefühl in mir.

Frau Schwerdtner sah verweint aus, das Haar hing ungekämmt um ihr schmales faltiges Gesicht. Sie empfing mich mit weinerlicher Stimme.

«Sie wollen sicher Sabine besuchen. Aber sie ist nicht zu Hause! Sie ist auf der Sonnenhöhe. Im Sanatorium. Ach, es ist furchtbar.»

Ich kam mir recht linksch vor, als ich fragte: «Was ist mit ihr? War sie beim Arzt?»

Frau Schwerdtner nickte. «So furchtbar gehustet hat sie, und dann kam Blut. Mein Gott, ich war so erschrocken. Sie hat ja nie über ihre Krankheit geredet. Das geht schon wieder weg, Mutter, hat sie gesagt.»

Ich versuchte, die arme Frau zu beruhigen: «Nun fassen Sie mal Mut, Frau Schwerdtner: Sabine wird wieder gesund. Da oben auf der Sonnenhöhe gibt es gute Ärzte. Etwas Pflege und Ruhe benötigt sie. Ich werde Sabine besuchen. Morgen schon.»

Inzwischen hatte sich in meinem Haus einiges getan. Der Schreiner hatte die Fenster ausgemessen. Und Meister Werner kam angeradelt, um das Dach zu besichtigen. «Ist nicht so schlimm», hatte er gemeint. Den Kostenvoranschlag würde er mir zuschicken.

Ich überreichte ihm ein Päckchen Tabak. Als Antrieb sozusagen, denn der Meister rauchte Pfeife.

«Finden Sie jemand, der bei der Ziegelei tätig wird, Meister?» fragte ich. Sein eifriges Nicken überzeugte mich, dass alles klar gehen werde. Ich schaute dem kleinen Mann nach, als er auf seinem

alten Damenfahrrad über die schmale Strasse zum Bergsteg hinüberrollte.

Und was Bauer Weierstaler betraf, so hatte er Wort gehalten. An einem Septemberabend befand ich mich hinter dem Haus im Garten, um das Fahrrad zu pflegen, als ich das typische Geräusch eines Lanz-Bulldogs hörte: Die Sägemaschine war da.

Ich sah die glänzende Bodenplatte und das Bandgerüst mit der Radführung, auf welcher die Bandsäge lief. Solche Sägen hatte ich schon vor dem Krieg gesehen, als noch oft Holz in den Häusern verfeuert wurde. Das Zersägen der Buchenscheite ging schnell. Kinder schauten zu.

Am Ende gab ich dem Mann ein Päckchen Zigaretten als Bezahlung. Er bedankte sich und tuckerte davon. Er würde auch wiederkommen, hatte er mir versichert, als er das Sägeband zusammenrollte und unter dem kleinen Schutzdach aufhängte. Verbindungen dieser Art konnten immer nützlich sein, dachte ich.

Das Sägemehl holten sich die Kinder, für den elterlichen Herd. Ich hatte nichts dagegen. Es war ein ansehnliches Häufchen Mehl entstanden. Als die Kinder zu streiten begannen, fuhr ich dazwischen und teilte das Sägemehl ein.

Für den Besuch des Sanatoriums nahm ich das Fahrrad und fuhr den Krümmbogen entlang. Es gab noch den alten, früher oft benutzten Radweg an der Lahn. Gegenüber dem Biegen, wo Bäume das Lahnufer säumten, wiegten sich die Baumspitzen im Wind.

Ein Kahn lag angekettet am Ufer, wo sich die alte, von Wasserpflanzen bewachsene Bucht befand. Bergauf schob ich, denn mein Rad besass keine Schaltung. Aber ich verfügte über Zeit.

Als ich Schuljunge war, kamen wir hin und wieder mit der Klasse in die Nähe der Klinik Sonnenhöhe: Wir hatten erst den «Lichten Küppel» besucht, hörten vom Stempel und wanderten wei-

ter zu den Schröcker Gleichen, wo wir die Elisabethtrappe fanden. Der Lehrer zeigte uns auch eine grosse Eiche, die «Förstereiche».

Ich fluchte während des Schiebens auf mich: Etwas Pfefferminztee, gekühlt, hätte mir sicherlich gut getan.

Im Haus am Berg lag noch eine alte Feldflasche, die ich bei Märschen der Hitlerjugend genutzt hatte. Eine Radtour zum Edersee hatte sie gut überstanden, auch das Lager im Kellerwald. Einen Kiosk gab es weit und breit nicht.

Fichten- und Kieferngeruch erfüllte die Luft. Einige Bussarde segelten über den Baumspitzen ohne Flügelschlag. Weisse Wolken kamen mit dem Westwind über das Land.

Am Sanatorium kettete ich mein Rad an und begab mich zur Station. Sabine Schwerdtner lag aber draussen, windgeschützt, wo auch andere Patienten ihre Liegekur hielten.

Sabine Schwerdtner lächelte. Ihre blutleeren Lippen öffneten sich, und ich bemerkte wieder den Goldzahn: «Ich wäre ja gerne wieder zu Hause», sagte sie. «Aber der Stationsarzt riet mir, noch etwas zu bleiben. Zwei Wochen vielleicht, bis die Temperatur wieder normal ist. Ich habe fast 39 Grad. Das wäre ein wenig zu viel, sagen sie mir.»

«Sicher können Sie lesen, nicht wahr? Soll ich Ihnen Bücher besorgen, Sabine?» Ihre rechte Hand bewegte sich kraftlos.

«Ich werde so schnell müde», gestand sie. Das Lächeln blieb. Ich sah, wie die Schwester mir zuwinkte. Sanft drückte ich Sabines Hand. «Ich muss leider wieder gehen», sagte ich leise. «Aber ich komme wieder und wünsche Ihnen gute Besserung.»

Ich sprach Schwester Ella an, einen mütterlichen, schwarzhaarigen Typ. «Einige Wochen wird sie schon bleiben», bekam ich zu hören. «Sie hätte früher kommen müssen.» «Sie hatte ein Studium aufgenommen, Schwester», gab ich zu bedenken.

«Da wird sie wohl eine Pause einlegen müssen». Der Ton der Schwester war energisch.

Am nächsten Tag fand Olga sich wieder ein. Sie glich einem Zugvogel. Sie kam zur Türe herein und warf sich auf einen Sessel. Ihr «Hallo» war schon rein amerikanische Lebensart geworden.

«Was heisst hier Hallo?» brummte ich.

Olga legte mir eine Stange Zigaretten vor die Nase. «Für das Haus», sagte sie nur kurz.

«Ist ja toll», brachte ich kurz hervor. Ich erzählte von meinen Besuchen bei Meister Werner, dem Dachdecker, so wie Herr Richter: «Die Sache läuft in den nächsten Tagen an. Mit diesen Zigaretten kann ich viel erreichen. Man kann damit praktisch seine Schulden begleichen!»

Natürlich gab es in dieser Zeit auch offizielle Rechnungen, aber die Stundenlöhne und Materialkosten waren lächerlich niedrig. Da musste nachgeholfen werden, um alles in Gang zu bekommen:

Wer wollte sich plagen, wenn er mit dem wenigen Geld, welches er für seine Plackerei bekam, nicht einmal einen realen Gegenwert erhielt?

«Captain Lynch wird vorbeikommen», berichtete mir meine Schwester beim Frühstück. Olga klebte sich Marmelade auf ein Stück amerikanisches Weissbrot. Ich blieb bei meiner Ration deutschen Brots, das mit Mais gestreckt wurde und deshalb eine gelbe Färbung bekommen hatte.

«Lynch?» fragte ich. «Was will er?»

«Wegen des Buchs wird er kommen: Mein Kampf. Er sammelt so etwas für irgendwelche Leute drüben in Amerika. Lynch zahlt ganz gut. Natürlich nur in Zigarettenwährung. Ist doch klar!»

«Das Führerbild kann er auch haben!» Ich musste lachen. «Man kann es ja nicht mehr an die Wand hängen.»

Ich ging an den Bücherschrank und entnahm

Hitlers «Mein Kampf». Es sah recht neu aus, ohne Fettflecken und ohne Eselsohren. «Er wird zufrieden sein», murmelte ich.

Olga las die Zeitung und hob nur hin und wieder den Kopf. «Ein Bauer ist vom vollbeladenen Fahrzeug gefallen. Etwas über Kalorien wird auch geschrieben. 1'100 Kalorien stehen uns Zonenbürgern zur Verfügung.»

«Davon kann höchstens ein Hund satt werden», sagte ich. «Die Amerikaner futtern am Tag dreitausend Kalorien.»

«Wir müssen damit zufrieden sein, was uns die Amerikaner an Devisen zur Verfügung stellen!» bemerkte Olga.

«Das ist nicht viel. Drüben in der Ostzone hungern die Menschen aber auch. Die haben noch weniger als wir. Die Russen besitzen ja selbst nichts». Und genau so war es in den anderen Zonen, war sie nun Englisch oder Französisch.

Es war zur Mittagsstunde, als Jeb Lynch eintraf. Ich hatte gerade meine Suppe gelöffelt: Kartoffelstücke mit Steckrübenschnitzeln. Um der Sache Geschmack abzugewinnen, hatte ich eine Scheibe Leberwurst mitgekocht. Aber damit war meine Wochenration auch schon am Ende angelangt. Das Stück Wurst vom Bauernhof in Merzhäusern hatte ich schon vor dem Zubettgehen verspeist.

Der Jeep fuhr vor. Lynch hatte ich mir anders vorgestellt. Ich dachte an einen schweren Mann, der in khakifarbener Uniform Eintritt verlangte. Aber da hatte ich gefehlt.

Der Captain war ein kleiner dünner Mann. Auf seiner schmalen Nase trug er eine goldgefasste Brille. Er sah wie ein Gelehrter aus, nicht wie ein typischer Soldat.

Ich kramte meine Englischkenntnisse zusammen und begrüßte den Amerikaner mit dürren englischen Worten. Im Lager hatte ich einiges gelernt. Lynch erwiderte den Gruss und schlug im Hausflur vor: «Bleiben wir doch bei Ihrer Mutter

sprache. Ich spreche sie ausgezeichnet.» Ich bat den kleinen Mann in das Wohnzimmer.

Olga stand auf und reichte Captain Lynch die Hand. Sie redete englisch mit ihm. Lynch nahm auf dem Sofa Platz. Er griff zur Zigarette, bot mir aber keine an. Sein Blick war fast eisig zu nennen.

«Ich mache einen geschäftlichen Besuch», erklärte er. Seine Hand zeigte auf mich: «Sie sind der Bruder von Olga?»

«Yes!» antwortete ich, und er sagte nur: «OK!» Ich griff ebenfalls zur Zigarette.

«Brod Webster hat mir gesagt, Sie haben das Buch von Hitler: Mein Kampf. Ich möchte es kaufen. Ich habe Freunde. Sie wollen so ein Buch haben und studieren». Ich holte das Buch. Captain Lynch blätterte darin. Schliesslich klappte er das Buch zu und sah mich an: «Auch Sie waren ein Nazi?»

Ich grinste ihn an, um dann doch ernst zu werden: «Ich habe einmal Hitlers Worten geglaubt. Das haben ja auch andere. Aber hauptsächlich war ich wohl Soldat.» Ich blickte auf meine Zigarette, deren Rauch in Kringeln zur Decke aufstieg.

«Sie waren in der Hitlerjugend?»

Ich fragte mich, ob Lynch mich aushorchen wollte: «Erraten, Sir. Ich war auch gerne dabei. Oder haben Sie erwartet, dass ich zu allem ablehnend bin und sage, ich gehörte gezwungenermassen dazu?»

Lynch lächelte: «Viele Deutsche tun das. Ich weiss es. Es hat auf einmal keine Nazis mehr gegeben.» Lynch zeigte auf das Buch. «Es beweist, dass Sie ein Nazi waren!»

Ich musste lächeln. «Jeder Mensch konnte solch ein Buch erwerben. Damals. Auch Ausländer.» Ich sah Lynch hart an: «Wir sind keine Militäristen, wie man sagt. Wir waren nur bessere Soldaten.»

Lynch nickte: «Ich gebe das zu. Wir haben es in der Normandie erfahren. Haben auch Sie dort

gekämpft?» Die Stimme des Amerikaners klang scharf.

«Oben in der Luft», sagte ich. «Damals war ich Jagdflieger. Aber die Übermacht war zu gross. Mein Kampf in der Normandie war nur von kurzer Dauer. Ich befand mich lange in Gefangenschaft.»

«Sie haben Glück gehabt, dass Sie noch leben.» Captain Lynch nahm sich eine neue Zigarette. «Ein Freund von mir. Er war Major und flog einen Bomber. Er wurde über der Normandie abgeschossen. Sein Flugzeug explodierte in der Luft. Er hatte kein Glück.»

«Es sind auch viele deutsche Flieger gestorben», konterte ich. «Dieser Krieg war grausam.»

Lynch sah mich nachdenklich an. «Sie werden kein Soldat mehr sein», sagte er mir. «Nun wird die Welt friedlich werden. Amerika sorgt dafür.»

Lynch deutete nun auf «Mein Kampf». «Was wollen Sie haben für dieses Buch?»

«Zigaretten», antwortete ich. «Sie helfen, um leben zu können. Überall steht der Hunger vor der Türe.»

«Deutschland hat diesen Krieg verloren!» Die Stimme des Amerikaners klang wieder scharf. «Aber Sie hungern nicht alleine. In ganz Europa wird gedarbt.»

«Geben Sie mir zehn Stangen Zigaretten», sagte ich. «Die Marke spielt keine Rolle!» Captain Lynch nickte nur.

«Ich habe meine Rationen gespart. Eigentlich rauche ich nur selten.» Er nahm das Buch vom Tisch auf und ging. Ich sah ihm nach und hörte, wie der Jeep angelassen wurde.

Ich besass nun Tauschmittel, und das war gut. Es gab so viele Dinge, die mir fehlten. Aus Zigaretten konnte man Brot- und Fettmarken machen. Es gelang sogar, sich damit Kleidung zu beschaffen und vielleicht auch eine Röhre für das Radio.

Noch immer trug ich die Kleidung eines Gefangenen. Noch immer kamen Züge mit entlassenen Kriegsgefangenen, die sich hohlwangig auf

den Bahnsteig schleppten, um einem ungewissen Schicksal entgegenzugehen.

Der Winter stand vor der Tür: Ich brauchte Briketts. Da ich über kein Telefon verfügte, begab ich mich selbst auf den Weg zur Kohlenhandlung. Ausserdem konnte am Telefon gut gelogen werden. In diesen Zeiten war es schon besser, wenn man sich an Ort und Stelle überzeugte. Kaum war ein Waggon mit Kohlen und Briketts auf dem Bahngelände erschienen, strömte das Volk herbei.

Ausgeladen wurde gegenüber auf dem Platz vor dem Güterbahnhof. Dort standen noch immer Pferdefuhrwerke oder Lastwagen, welche die schwarze Fracht zu transportieren hatten. Nun war sie sogar Gold wert.

Laut Buch bekam jeder Haushalt nun zwei Zentner zugeteilt. «Es sind eben nur einige Tonnen gekommen», klärte mich Kontorchef Weber auf. «Da kann man von Glück reden. Wir haben schon eine Woche darauf gewartet.» Da ich wusste, wie gross die Schlange auf dem Hof war, bezahlte ich in Eile und liess mir meinen Bon geben.

Zwei Säcke hatte ich auf meinem Bollerwagen liegen, und nun schaufelte ich die staubigen Briketts auf die Schüttwaage. «Lächerlich», dachte ich. «Was sind zwei Zentner?» Damit kommt niemand über den Winter.

Ich hoffte im Stillen, dass noch manche Wagons mit Brennmaterial die Stadt erreichen würden. Sonst gab es ein Fiasko. Der Winter konnte hart werden. War es nicht so im Jahre 1929 gewesen, wo Eiseskälte im Tal geherrscht hatte?

Zu meinem nächsten Besuch im Sanatorium wollte ich Sabine etwas mitbringen. So ging ich zur Bäckerei Manefeld und löste von meinen Rationsmarken etwas in Backwerk ein. Es gab Biskuits. Ich liess eine Tüte füllen, die ich mitgebracht hatte.

Einige Blumen hatte ich im Garten gefunden und geschnitten. In einer Ecke des Hauses gab es einen Busch mit gelben Kletterrosen. Die Sonne brachte sie täglich zum Blühen. Ich wählte fünf Rosen aus.

Die Besuchszeit hatte noch nicht begonnen. Da ich über keine eigene Uhr verfügte, war ich auf mein Zeitgefühl angewiesen. Die Uhr im Gang der Heilstätte zeigte 13.30 Uhr. Also hatte ich mich sehr beeilt.

Auf dem langen Gang der Station traf ich Schwester Ella. Sie erinnerte sich an mich, obwohl ich rasiert war und nicht wie ein Vagabund aussah. Das Rasiermesser meines Vaters trat nun morgens unter Mühsal in Tätigkeit, weil es an der Rasierseife mangelte. Ohne Schnitte ging es meist nicht ab, aber es wucherte kein Bart mehr.

«Es ist noch keine Besuchszeit!» klärte mich die Schwester auf. «Ist mir klar, Schwester!» erwiderte ich. «Aber wer ohne Uhr in der Zeitgeschichte herumlaufen muss, der hat es schwer. Und nun bin ich hier. Wie geht es Fräulein Schwerdtner?»

Die Schwester schaute mich nachdenklich mit ihren grauen Augen an. Ich stach mich an den Rosen, die ich in Zeitungspapier eingewickelt hatte.

«Die Mutter von Fräulein Schwerdtner war gestern noch hier. Es ging der Patientin schlecht. Sie hatte Kreislaufbeschwerden. Ihr Herz war geschwächt von Hunger und Entbehrung. Sie ist gestorben.»

Ich musste mich an der Wand abstützen. «Das gibt es doch nicht?» brach es aus mir heraus. «War sie so krank? Ich meine, die Lunge?»

Die Schwester schüttelte den Kopf. «Die Lunge war es nicht alleine. Aber die Entbehrungen der letzten Monate. Sie hat zu wenig kräftigende Nahrung zu sich genommen. Kein Wunder bei diesen Hungerrationen!»

Die Schwester redete in einem harten Tonfall:

«Die Sabine ist kein Einzel-Schicksal! Junge Menschen bekommen nicht das, was sie benötigen. Und das seit Jahren nicht!»

«Danke, Schwester!» sagte ich. «Hier, nehmen Sie bitte! Es sind Blumen, sie waren für Fräulein Schwerdtner. Ich möchte sie nicht wieder mit nach Hause nehmen. Sie können sie ja im Schwesternzimmer aufstellen.»

Am Donnerstag machte ich mich auf zur Tauschzentrale mit Geld und Zigaretten in der Tasche. Die Dame an der Ladentheke lächelte mich freundlich an: «Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?»

Ich lächelte ebenfalls. Das war also schon das zivile Leben: «Mein Herr!» als Anrede. Jahrelang hatte ich nur «Herr Feldwebel» oder «Oberfeldwebel» zu hören bekommen, auch wenn ich Urlaub in der Stadt machen durfte.

«Ich suche einen Regenmantel, Wintermantel und einen strapazierfähigen Anzug!»

«Das lässt sich wahrscheinlich erledigen», bekam ich zur Antwort, «wenn Sie den Wunsch des Tauschpartners erfüllen können!» Da lag natürlich der Hund begraben! Aber es war alles einen Versuch wert.

Die Dame, die mich so freundlich empfangen hatte, zeigte mir einen Klepper-Regenmantel: «Eine alte Frau möchte ihn verkaufen. Ein sehr gutes Stück, dieser Mantel.»

«Und der Preis?» fragte ich.

«Fünfhundert Reichsmark.»

Ich überlegte nicht lange. Auch im kommenden Jahr würde ich einen solchen Mantel nirgendwo erwerben können. Ich probierte: Der Mantel passte, ein wenig zu lang war er vielleicht, aber das störte mich nicht. So legte ich fünfhundert Mark auf den Tisch.

Frau Pieper, so hiess die Angestellte des Ladens, zeigte mir auch einen grauen Anzug. Er sah recht manierlich aus, und der Stoff hatte englische Qualität. Er war sicher in den dreissiger Jahren ge-

kauft worden.

«Der Träger dieses Anzuges ist leider in Russland verschollen!» bekam ich zu hören. «Die Mutter brachte ihn. Es ist eine Ausführung für einen jugendlich aussehenden Mann. Ihnen könnte er passen.»

Der Anzug passte auch, wenn man davon absah, dass die Hosenbeine ein wenig zu lang waren. Dem konnte man aber abhelfen.

Der Träger dieses Anzuges war einst genau so schlank wie ich. Es gab in den Kriegsjahren und davor auch nur wenig Menschen, die mit Bauch umherliefen. Dafür war es zu schwierig, Geld zu verdienen, um sich einen Bierbauch anzutrinken.

«Ich nehme ihn», sagte ich fast mit einem Hauch von Fröhlichkeit. «Was muss ich bezahlen?» Frau Pieper schaute auf den Auftragsschein: «Die Dame möchte dafür zehn Kilo Brotmarken haben und hundert Reichsmark.»

«Brotmarken habe ich natürlich nicht bei mir. Da müsste ich sehen . . .»

«Ich kann Ihnen diesen Anzug bis morgen um 12 Uhr zurücklegen», bot Frau Pieper an.

Ich wehrte ab: «So lange möchte ich nicht warten», kratzte ich meine Wange. «Ich gehe auf einen Weg in die Stadt. In einer Stunde bin ich zurück!»

Mein Blick fiel auf die Wanduhr. Es war vier Uhr am Nachmittag. Diesen Anzug muss ich haben, ging es durch meinen Kopf. Ich wanderte die Bahnhofstrasse entlang. Nahe der Lahnbrücke blieb ich in einer Ecke stehen und tat so, als würde ich nach den Fischen im Fluss sehen.

Bald kam ein Mann daher. Er schlenderte umher und sah nach mir. Ich wandte mich um. Sein Blick traf mich. Er verstand sofort und kam heran.

«Kleiner Handel gefällig?» nuskelte er. Sein Gesicht war schlecht rasiert. Das störte mich aber nicht.

«Haben Sie Brotmarken?» fragte ich.

Der Mann grinste. «Ich kann mit vielen Dingen dienen!»

«Und zwei Schwerarbeiterkarten?» Ich ging direkt auf mein Ziel los.

«Zwei?» kam die Frage zurück. «Ist keine Kunst. Was wollen Sie anlegen?»

Ich überlegte nicht lange. «Hundert pro Karte dachte ich!»

Der Mann vor mir lachte leise auf: «Mann, Sie haben Nerven. Ich verschenke doch nichts. Wo sind wir denn?»

«Sagen Sie Ihren Preis!» Ich schaute den Händler an.

«Das Doppelte pro Karte», bekam ich zu hören. Und weil mir der Anzug das wert war, wurden wir handelseinig. Die Karten waren in Ordnung und galten für die laufende Periode.

Der Mann hatte wohl Verbindungen zum Volk, dachte ich. Da es sonst nichts zu kaufen gab, fand er Arbeiter, die ihre Karten verkauften, um andere Waren zu bekommen. So war es nun mal. Der Verkäufer der Karten fand wohl andere Wege, um seine Arbeitskraft zu erhalten.

Aber das ganze Volk tauschte! Der Mann schlenderte weiter, und ich eilte zur Tauschzentrale, um Mantel und Anzug in Empfang zu nehmen.

Post kam selten ins Haus. Ich hatte noch nicht in den Briefkasten geschaut. Olga leerte ihn und legte einen Brief auf den Wohnzimmertisch. «Was ist das?» fragte ich. «Für mich etwa?»

Olga nickte: «Da steht dein Name drauf. Er kommt von einem Amt. Ich glaube Wohnungsamt. Mach ihn doch auf!»

«Magistrat der Stadt» las ich. Mir wurde mitgeteilt, dass ich nach den Bestimmungen eines Gesetzes in Verbindung mit einer Verordnung über das Flüchtlingswesen eine Person in meinem Haus aufzunehmen hatte.

Ich griff nach einer Zigarette. Mein Feuerzeug war aber mit dem Feuerstein zu Ende. Ich suchte nach einem Streichholz. Es waren aber nur noch

wenige in der Schachtel. Auch diese Dinge gab's nur selten. Ich war also gezwungen, mir auf dem Schwarzmarkt einige Feuersteine zu kaufen.

Olga las in dem Brief: «Die setzen dir jemand ins Haus! Fremde Personen. Na viel Glück! Ich bin ja kaum da. Mich trifft es nicht.»

«Abwarten», sagte ich und faltete den Brief zusammen. «Ich mache mir deswegen den Kopf nicht heiss. Falls jemand antanzt, kann er das Schlafzimmer der Eltern haben. Ich brauche es nicht. Man muss die Menschen, die vertrieben wurden, irgendwo unterbringen. Gebaut wird nicht, also muss sie jemand aufnehmen.»

Olga zuckte die Schultern: «Stell dir vor, es kommt eine ganze Familie mit kleinen Kindern. Na, dann möchte ich dich mal sehen.»

Ich lachte. «Auf welche Gedanken du kommst. Eine Person wird nur eingewiesen. Also! Es kann ja sein, dass ein hübsches Mädchen kommt.»

«Darauf spekulierst du, was?» Olgas Stimme klang hämisch: «Wenn nun aber eine alte Frau kommt?»

«Ist auch egal!» Ich öffnete das Fenster und liess den Rauch abziehen. Wie im Kriege halfen die Zigaretten, mein gestörtes Innenleben aufzurichten. Ein Nichtraucher hatte mich an der Front gefragt, warum ich rauche.

«Es ist doch schädlich!» Damals hatte ich diesen Mann erstaunt angesehen. Er arbeitete übrigens in einer Schreibstube. Es war vor der Invasion am 6. Juni 1944.

Ich sagte ihm: «Mein lieber Gefreiter Schmitt. Wenn Sie einmal so richtig in der Scheisse liegen und haben dann Muffensausen, eins zu hunderttausend, dann lieber Herr Schmitt, denken Sie mal an mich.»

Ich zeigte in den blauen Himmel Frankreichs: «Glauben Sie, da oben geht es immer ruhig zu? Irrtum, mein Lieber. Schauen Sie sich die Maschinen an, wie viele Treffer da zu kleben sind.»

Ich hatte den kleinen dünnen Mann angeschaut: «Wo waren Sie denn vorher, Schmitt?»

«Versorgungsabteilung VI beim Flakregiment in Stettin.»

«Also keine Front?»

«Nee!» Schmitt war schon älter. Ich schätzte ihn auf vierzig bis fünfzig.

«Ihr Beruf, Schmitt?»

«Volksschullehrer Herr Oberfeldwebel!»

«Prima», sagte ich. «Ein vernünftiger Beruf.» Ich klopfte ihm auf die Schultern und ging in meine Baracke.

Dann kam die Invasion. Jagdbomber attackierten unseren Platz. Bomben explodierten. Wir wurden verlegt. Aber was nutzte es. Drei Wochen später traf ich Schmitt. Er rauchte. Ich grinste, sagte aber nichts.

Bei der Hitlerjugend hatte ich auch keine Zigarette angerührt. Ich war ein sportlicher Typ und lebte nach Grundsätzen. Sie schmolzen aber im Krieg dahin.

Mit den Strümpfen, die ich benötigte, war es so ein Problem. Ich besass keine mehr. Im Lager trug ich Fusslappen, und auch davon besass ich nur ein Paar. Sie wurden meist in kaltem Wasser ausgewaschen und sahen dementsprechend aus. Wo nimmt man aber neue Lappen her, wenn nirgendwo ein Stück Stoff aufzutreiben ist?

Im Haus fand ich in einem grossen Koffer alte Bettlaken. Sie hätten gereicht, um neue Fusslappen anzufertigen. Aber von dieser Methode wollte ich abgehen.

So fand ich in Vaters Nachlass selbstgestrickte Strümpfe, die ich unter einer gewissen Dehnung tragen konnte. Eine andere Wahl blieb mir nicht.

Genauso war es mit Unterzeug. Es gab nichts zu kaufen. So musste aus der Not eine Tugend gemacht werden. Aufträgen! hiess die Parole. Vaters Hemden waren mir in den Schultern zu gross, aber sie waren besser als kein Hemd.

Meine Spaziergänge brachten mich meist am Vormittag in die Bahnhofsgegend, wo ich spähte, ob nicht ein Waggon mit Kohlen oder anderem Brennmaterial seinen Weg in die Stadt gefunden hatte. Ich war allerdings nicht alleine.

Es gab immer einige Gestalten, die in der Gegend der alten Tapetenfabrik umherstanden, dann zum Güterbahnhof trabten, um die Waggonen genauer zu besichtigen.

Diesmal hatte ich richtig getippt. Ich fragte einen Bahnbeamten, der mir von früher her bekannt war. Er nickte und grinste auf meine Frage.

Ich rannte nach Hause, zerrte den Bollerwagen aus der Waschküche, klemmte zwei Säcke unter den Arm und liess das Wägelchen den Weg zum Kohlenhandel rollen.

Ich war nicht als erster da. Eine Schar älterer Menschen stand bereits im Kontor und auf dem Hof.

Ich bezahlte zwei Zentner, liess mir meinen Bon geben und ging auf den Hof, um den kleinen Kohlenberg zu betrachten. Er wurde weitgehend kleiner. Eine Hilfskraft war nicht vorhanden, und so war jeder gezwungen, die Schaufel in die Hand zu nehmen, um die Waage zu beladen.

Ich bemerkte auch eine alte Dame, die neben einem winzigen Handwagen stand. Sie hielt einen zusammengerollten Jutesack in der Hand. Der Morgenwind zerrte an ihrem silberfarbenen Haar. Da es kühl war, trug sie einen alten schwarzen Mantel, dessen beste Zeit wohl in den zwanziger Jahren gelegen haben musste.

Gebeugt wartete sie geduldig, an die Reihe zu kommen. Sie blickte mich aus wässrig hellen Augen an: «Es muss selbst aufgeladen werden, nicht wahr?»

Ich nickte: «Darf ich Ihnen behilflich sein?»

«Das wäre sehr nett von Ihnen. Ich kann ja meine Arme nicht mehr so bewegen, und eine Schaufel ist mir zu schwer.» Ich schaufelte, nahm

der Dame den Jutesack aus der Hand, füllte ihn, band ihn zu und half ihr, den Kohlensack nach Hause in die Schützenstrasse zu bringen.

«Sonst hat mir immer meine Nachbarin geholfen. Aber sie ist jetzt krank. Der Hunger, wissen Sie. Plötzlich fiel sie um.»

Ich nahm diesmal nicht den Weg durch den Tunnel, sondern machte einen Umweg. So war es leichter, meine Kohlen-Fuhre nach Hause zu bringen.

Doch bergauf wurde die Last schwerer, denn mein Magen war leer. Ich schaffte es bis zu dem grossen Wohnblock mit dem beigefarbenen Verputz, in dem die alte Dame wohnte, die sich als Frau Schneider vorgestellt hatte.

Frau Schneider zeigte mir ihren Keller, und ich brachte den Zentner Kohlen hinein. Beim Abschied hörte ich Frau Schneider sagen:

«Sie müssen mich einmal besuchen! Wir könnten dann ein wenig plaudern. Ich sehe, sie tragen Soldatenkleidung. Sie sind ja als junger Kerl in den Krieg gegangen und haben zu Hause nichts mehr. Da gibt es sicher noch etwas in meinen Kleiderschränken, was brauchbar ist. Mein verstorbener Mann hat mir auch viele Bücher hinterlassen. Sie liegen in einigen Kisten. Ich lese ja kaum wegen meiner schlechten Augen».

Ich versprach, in Kürze einmal vorzusprechen und zog meinen Bollerwagen nach Hause.

Mein Mittagmahl war einfach, fast karg zu nennen. Ich kochte mir eine Kartoffelsuppe. Im Garten hatte ich zwei Möhren ausgegraben. Eine Zwiebel liess sich ebenfalls auftreiben. Angebraten kam sie in kleinen Stücken in das brodelnde Wasser. Die Kartoffeln wurden sämig, und so sah mein Essen recht annehmbar aus.

Ich sah nur, dass mein Fett im Topf zur Neige ging. Da hiess es, Vorsorge zu treffen. Andernfalls musste ich mit der Fettration von fünf Gramm pro Tag vorliebnehmen.

Im Keller hatte sich noch kein ansehnlicher Haufen an Brennmaterial gebildet. Ich nahm die Deichsel meines Bollerwagens in die Hand und zog in Richtung «Violas Ruh».

Nun war es nicht so, dass in dieser brennstoffarmen Zeit nur ich auf diesen Gedanken gekommen wäre, im städtischen Wald herumzukriechen. Es knackte überall im Unterholz. Ohne mit dem Hackebeil arbeiten zu müssen, fand ich Zweige, die meinen Ansprüchen genügten.

Mein Fahrzeug wurde hoch angefüllt. Ein kräftiges Seil hielt die Fracht und dann ging es wieder bergab. Ich musste eine Pause einlegen und besah meine Hände. Sie waren zerkratzt von der Arbeit, und vor allen Dingen klebte das Harz von Kiefernzweigen an ihnen.

Sie sahen böse aus. Nun fiel mir ein, dass ich über keine Mittel verfügte, Harz von der Haut zu lösen. So fand ich Sand auf dem Weg, ging zu einem Tümpel und rieb meine Hände sauber. Das sparte den Verbrauch der Glasseife, die ebenfalls zugeteilt wurde.

Zu Beginn des Monats Oktober erschienen in der Presse ein Artikel, der sich mit Kalorien befasste. 1200 Kalorien standen jedem Bürger per Rationskarte zu.

Pro Tag gab's 300 Gramm Brot. Im Landserdeutsch allerdings – nur über den Daumen gepeilt. Es konnte auch etwas weniger sein. Dem arbeitenden Menschen standen 5 Scheiben Brot pro Tag zu.

Wenn man diese mit schöner Wurst und Fett belegen könnte, hätte es schon recht gut ausgesehen. Fett standen 57 Gramm pro Tag zur Verfügung, und mit der Wurst sah es mager aus. Lächerliche 13 Gramm konnten auf den Frühstücks- oder Abendbrottisch gestellt werden.

Zuckerstangen für die Kinder waren nicht einkalkuliert, da hier nur 5 Gramm pro Kopf zu ha-

ben waren. Mit dem berühmten Zuckerbrot war nichts. Da blieben nur die tröstenden Worte der Regierenden und hochgestellten Militärpersonen. Sofern man seine Kartoffelration nach Hause bringen konnte, handelte es sich um 280 Gramm. Wer also schlau war, der ass nur Pellkartoffeln, denn es wäre Sünde gewesen, die Schale wegzuworfen oder dem hungernden Kaninchen zu geben.

Hin und wieder sollte der Zonenbürger auch zu einem Frühstücksei kommen – statistisch gesehen an einem Tag mit dem fünften Teil eines Hühner-eies. Besser war schon, man gab Muttern die Eier für das Essen oder den angesparten Sonntagskuchen.

Ich hatte mich auch auf die Waage gestellt und gesehen, dass ich bei 1,80 Meter Grösse magere 65 Kilo auf die Waage brachte. Ich musste sehen, dass ich meine restlichen Lebensgefühle wieder aufpäppeln konnte.

Ich schwang mich an einem Oktobermorgen bei gedämpftem Sonnenschein auf mein Rad und zog wieder aufs Land.

Natürlich hätte ich auch die Reichsbahn benutzen können, um nach Merzhausen zu gelangen, aber ich verspürte keine Lust, zwischen einer Unmenge von Reisenden zu hocken oder zu stehen. Alles drängte aufs Land.

Der Bauer nahm mich mit ins Kartoffelfeld. Die Pferde waren angeschirrt. Auf dem Fahrzeug sasssen zwei weibliche Gestalten, eine davon war unzweifelhaft schon älter. Aber diejenige mit dem hellblauen Kopftuch grinste mich spitzbübisch an, so dass es mir fast einen Schock versetzte: Tanja Söllner!

«Tag! Lange nicht gesehen!» sagte ich.

Ihre schmale braune Hand streckte sich mir entgegen: «Schön, dich zu sehen!» Tanja sah blühend aus. Älter als zwanzig schätzte ich sie nicht.

«Ich hatte nicht damit gerechnet, dich hier zu sehen. Was treibt dich hierher?» fragte ich sie.

«Der Hunger! Ist doch zu verstehen, nicht wahr!» Tanja sah mich an und lächelte. «Freiwillig bist du doch auch nicht hier. Oder?»

«Ich hatte furchtbare Langeweile», grinste ich zu meinen Worten. «Leni hatte mich angeworben. Da konnte ich nicht nein sagen. Ich bin gerne in dieser Gegend.»

«Ich heute auch!» Tanja sah mich an, und ich glaubte ihr.

Der Wagen hielt. Das Feld war unheimlich lang und breit. Da würden wir den ganzen Tag mit dem Kartoffelauflesen zu tun haben. Ich wusste nicht, ob mein Rücken dieser Aufgabe gewachsen war. Aber drücken konnte ich mich nicht mehr.

Ich hatte meine schwarzen Klamotten angelegt. Die alte blaue Luftwaffenmütze sass wieder auf meinem Kopf. An den Füßen hingen die schweren schwarzen Knobelbecher.

Es regnete nicht, aber ein kühler Wind strich über die weiten Felder und waldigen Höhen, und fernab, drüben bei Caldern, sah man die Höhenzüge des Hungert und der Koppe. Aber sie lagen noch im Dunst.

Der Bauer legte eine Pause ein, nachdem drei Reihen ausgeworfen waren. Er bot mir seinen Tabak an, aber ich lehnte dankend ab: «Meine Lungen vertragen dieses starke Kraut nicht. Die Franzosen haben ja meist eine Vorliebe für schwarzen Tabak. Ich habe ihn geraucht, aber ihre Sorte ist leider noch kräftiger.»

Bauer Weierstaler lächelte. Ihm sass der Schalk im Nacken, als er sagte: «Ihr jungen Leute vertragen nichts Gutes mehr. Wir Alten haben im ersten Weltkrieg damit unseren Kautabak gemacht. Und der schmeckte gut.»

Ich musste grinsen und gab gedehnt die Antwort: «Er war wohl auch als Abfuhrmittel gedacht, nicht wahr?»

Der Bauer zwirbelte seinen Bart und schritt wieder zu den Pferden. Mit einem «Hüh und Hott» zogen sie an.

Tanja kroch neben mir über das Feld. Wir füllten zusammen einen Korb und leerten ihn in den Jutesack. Er stand links neben den ausgeworfenen Reihen. Manchmal streifte ich Tanjas Hand, und sie lächelte mich an.

Zwischendurch fragte sie mich scherzend: «Geht es denn noch? Die Arbeit ist ungewohnt, nicht wahr?»

«Ich möchte sie nicht mein ganzes Leben lang machen», antwortete ich. «Dabei sind wir erst eine knappe Stunde mit dem Kartoffellese beschäftigt. Aber ich halte schon durch.»

«Ist heute irgendwo Tanz?»

Sie hielt mit dem Lesen inne und blickte mich an: «Tanz? Wo denn?» Ihre Frage klang gedehnt. «Du willst doch nicht tanzen? Ein Scherz ist das?»

«Mit dir, denke ich. Warum nicht? Die Abende sind langweilig.»

«Das sind sie.» Tanja murmelte diese Worte. «Aber ich wüsste nicht, wo Tanz ist. Und ich denke, dein Kreuz ist sicher lahm am Abend. Das reicht noch nicht einmal für das Bett.» Sie lachte leise auf und griff wieder in die Kartoffeln.

Am Nachmittag brachte Leni einen Napfkuchen. Er schmeckte vorzüglich. Zu dieser Zeit schmerzte mein Rücken bereits sehr, und ich musste mich strecken, indem ich hin und wieder aufstand. Tanja zeigte auf ihre Armbanduhr. Es war siebzehn Uhr.

«Bald wird es dunkel», sagte ich. «Ich werde ins Bett fallen.»

«Ich nicht!» hörte ich Tanja sagen. «Vielleicht sitze ich unter der Linde. Wer weiss?»

Leni kam mit einem leeren Korb in der Hand daher. «Wir waren aber fleissig», rief sie uns zu.

«Leni kann ohne Arbeit nicht leben», flüsterte Tanja mir zu. «Stell dir das Kind als Hausfrau vor. Die schmeisst den Laden und zehn Kinder.»

«Könnte ich mir vorstellen», gab ich zur Antwort. «Aber ich wäre nicht der geeignete Ehemann.»

Tanja lachte. «Sie gehört wohl sonst zu den artigen und ruhigen Mädchen.»

«Vielleicht», sagte ich nur. «Aber sie würde wohl auch immer treu bleiben.»

«Bei ihrem Aussehen ist das nicht schwer», konterte Tanja und warf die Kartoffeln neben den Korb auf die Erde.

Ich hoffte, dass es bald dunkel werden würde. Mein Rücken schmerzte entsetzlich.

Als man die Kartoffeln nicht mehr von Erdbrocken unterscheiden konnte, gab Herr Weierstaler das Signal zum Aufhören. Die Sonne war auch schon eine Weile verschwunden.

Auf der Fahrt zum Weierstaler Hof redeten wir jungen Leute auf dem Wagen kein Wort. Wir waren ehrlich müde, und ich musste schwach lächeln, als ich daran dachte, dass wir uns treffen wollten. So gegen zehn.

Ich wusch mich in der Waschküche. Leni hatte sogar warmes Wasser im Kessel bereitet. Die Bäuerin hatte auch ein Stück Kernseife spendiert. Woher sie das hatte, war mir ein Rätsel. Ich half noch schnell, die Kühe im Stall zu füttern. Dann durfte ich an das Abendbrot denken. Ich ass mit Massen, um meinen wehleidigen Magen nicht zu überladen, denn es gab Schweinefleisch, Kartoffeln und Karotten.

Ich fühlte mich besser, als ich vor der Haustüre auf der Bank sass und meine Zigarette rauchte. Morgen würde ich auch hierbleiben. Herr Weierstaler hatte mich überredet, insgesamt vier Tage zu arbeiten. Dafür würde er mir Kartoffeln in die Stadt bringen. Eine Bezahlung in Naturalien war in dieser Zeit immer angebracht.

Tanja und Leni halfen der Bäuerin in der Küche, und es war fast neun Uhr, als Tanja mich antippte und sagte, sie ginge in das Haus der Tante. Sie flüsterte mir aber zu: «Um zehn an der Linde!»

Ich nickte nur und streckte meine müden Beine. Dann aber war ich wohl eingnickt und wurde vom Schlag der Kirchturmuhren wach. Es ging auf zehn Uhr abends.

Leni stand plötzlich vor mir und sagte: «Du musst ins Bett gehen! Du bist doch müde!»

Ich stand auf, ging nach oben, schloss meine Kammertüre ab und kletterte auf der Leiter wieder vorsichtig nach unten.

Tanja wartete schon an der Linde, und sie nahm meine Hand. Still wanderten wir auf der Strasse entlang, und wir fühlten, dass wir uns mochten.

Tanja verabschiedete sich bereits am Mittwoch von mir. Sie hatte mir den Vorschlag gemacht, sie in Wetter zu besuchen. Aber ich hatte nur genickt und gesagt: «Mal sehen!»

Ich wusste, dass unsere Verbindung lockerer Natur war. Tanja war kein Mensch, den man anbinden konnte. Das hatte sie mit dünnen Worten zum Ausdruck gebracht. Sie wollte erst einmal richtig leben. Unrecht hatte sie mit ihrer Einstellung nicht.

In meinem Rucksack trug ich am Freitag einige Kilo frischer Kartoffeln und zwei Steckrüben. Dazu hatte mir die Bäuerin einen Klacks Schmalz in ein Stück Pergament eingewickelt. Etwas Brot und einen Zipfel Wurst fügte sie hinzu.

Für meine Hilfe würde ich vier Zentner Kartoffeln erhalten. Der Bauer hatte mir das zugesagt. So radelte ich frohgemut der Stadt entgegen, zwar langsam, aber doch nicht ohne Optimismus für die nächsten zwei Tage. Die Bratkartoffeln für den Sonnabend und Sonntag waren ja gesichert.

Es war ein Oktobertag, als ich Frau Schneider in dem ockerfarbenen Häuserblock besuchte. Ich stand vor der hohen Türe mit Glasfenstern, die durch Gitter aus Holz unterteilt waren. Man konnte auch ein kleines Fensterchen öffnen, um den Besucher erst einmal in Augenschein zu nehmen.

An der Tür hing auch ein kleines Schild: «Betteln und Hausieren verboten.» Es stammte aus

den dreissiger Jahren, wo Bettler durch die Strassen zogen. Das war aber vor 1933.

Das kleine Fenster öffnete sich. Frau Schneider trug keine Brille, und so erkannte sie mich nicht: «Was wünschen Sie denn?»

«Ich bin Ihr Kohlenhelfer!»

«Ach, Sie sind es! Ja, ja, ich habe doch meine Brille wieder verlegt und finde sie nicht».

Ein Schlüssel drehte sich im Schloss. Ich durfte eintreten und ging durch einen langen dunklen Flur in die gute Stube. Am Fenster stand ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel darin. Die schweren Gardinen waren nur halb geöffnet. Es roch nach Mottenpulver.

Auf dem achteckigen Wohnzimmertisch lag eine gestickte Decke aus Brokat. Eine chinesische Vase enthielt einige Herbstblumen.

Es war kühl im Raum. Ich durfte auf dem alten Plüschsofa mit Mustern Platz nehmen. Mein Blick fiel auf die dunkle Tapete. Sie war gemustert. Ein Regulatorpendel hielt die alte Uhr in Bewegung.

Frau Schneider nahm in einem Plüschsessel Platz. Er stammte aus der Zeit der Jahrhundertwende. Eine weisse Decke lag über der Rückenseite. Troddeln schmückten den Sessel in Fusshöhe.

«Ich sitze meist den ganzen Tag alleine hier herum und unterhalte mich mit Hansi», zeigte Frau Schneider auf den Vogel am Fenster. «Er ist schon sehr alt, aber er singt oft morgens und weckt mich.» Ich zeigte auf ein Bild, das auf dem Vertiko stand. «Zeigt die Photographie Ihren Mann?»

Das Bild zeigte einen Mann mit Kaiser-Wilhelm-Bart. Er sah recht martialisch aus: Auf dem Kopf trug er die Pickelhaube der kaiserlichen Polizei.

Über das Gesicht von Frau Schneider huschte ein Lächeln. Mit Vornamen hiess sie übrigens Amalie. Ich hatte es draussen auf dem Schild an der Tür gelesen.

«Die Aufnahme wurde 1911 in Mainz gemacht. Wir haben 1898 geheiratet. Von Mainz kam mein Mann nach Marburg. Das war 1908. Mein Gott, war ich damals aufgeregt. Ein Umzug! Und dann der Bekanntenkreis, den ich aufgeben musste. Ja, ja! Ich erinnere mich noch. Dann kam der Krieg.»

Frau Schneider räusperte sich, schwieg einen Moment und sah auf den Vogel am Fenster: «Mein Mann wurde auch Soldat. Er kam zur Artillerie. 1917 fiel er. Ich bin Witwe geblieben. Einfach war das Leben nicht. Die Witwenpension ist ja klein gewesen, und wenn ich nichts gespart hätte . . .»

Ich zeigte auf die Blumen in der Vase: «Schöne Blumen haben sie dort. Aus dem eigenen Garten?»

Frau Schneider nickte: «Einige Blumen ziehe ich immer. Aber sonst mögen die Leute ja keine Blumen mehr in den Gärten. Nun bauen sie Kohl und sonstiges Grünzeug an, weil es so wenig zu essen gibt. Wir hatten einen schönen Garten gekauft. Vor zehn Jahren habe ich noch selbst darin gearbeitet. Aber jetzt geht es nicht mehr. Ich habe ihn an eine Kriegerwitwe mit drei Kindern verpachtet. Die Frau bringt mir ab und zu Wirsing oder Möhren. Das finde ich nett. Mit dem Pachtgeld kann man ja wenig anfangen.»

Frau Schneider winkte mit müder faltiger Hand ab. «Gut, dass ich ihn nicht verkauft habe, den Garten», murmelte sie.

Es war kühl im Raum. Frau Schneider holte sich eine Decke und legte sie sich über die Schultern. «Ich spare am Heizmaterial», sagte sie. Mit den paar Kohlen, die man bekommt, ist kein Staat zu machen. Ich komme schon zurecht. Ich habe die Inflation überstanden und die zwanziger Jahre mit den Streiks und der Armut. Die Menschen haben damals auch nicht kaufen können, was sie wollten. Ich bin immer sparsam gewesen, und einen Keller voller Kohlen für den Winter, den gab es nie. Da reichte das Geld nicht zu.»

Ich hatte die Knobelbecher angezogen. Die amerikanischen Schuhe sollten geschont werden. Niemand würde sie mir so einfach reparieren.

«Sie haben da noch Ihre Soldatenschuhe an», sagte Frau Schneider, und ihre Hand zeigte nach unten. «Ich besitze noch Schuhe von meinem Sohn. Es war auch Soldat und fiel in Polen. Damals war er hier in der Stadt. Er war Junggeselle und Soldat.»

«War Ihr Sohn Berufssoldat?» fragte ich.

Frau Schneider nickte: «Er gehörte zur Reichswehr und blieb aktiv im Dienst. Von Mainz hat er sich nach hier versetzen lassen. Marburg war immer eine Garnisonstadt. Wenn Herbert die Kaserne leid war, kam er zu mir. Ich hatte für ihn ein Zimmer eingerichtet.»

Frau Schneider hob beide Hände. «Er gehörte zu denen, die in den Kämpfen um die Festung Modlin fielen.»

Frau Schneider ging. Es dauerte eine Weile, bis sie wiederkam. Sie trug einen Karton auf beiden Armen und stellte ihn auf das Sofa. «Da sind noch schöne Schuhe drin», sagte die alte Dame. «Was sollen sie hier herumstehen! Vielleicht passen sie Ihnen?»

In dem Karton befanden sich Schuhe: ein Paar Stiefel und Halbschuhe aus braunem Leder. Die Stiefel aus Rindleder waren schwarz und gut gearbeitet.

Die Schuhe passten mir. Ich probierte sie an. Sie sassen vorzüglich. Das war ein Zufall, aber er kam mir gelegen.

«Kann ich sie alle haben?» fragte ich vorsichtig.

«Aber ja!» Frau Schneider nickte.

«Was soll ich damit? Sie waren so nett beim Kohlenhändler. Das muss ich doch gutmachen.»

«Ich bedanke mich jedenfalls, Frau Schneider!» sagte ich. «Trinken Sie denn ab und zu noch Kaffee?»

Auf meine Frage wollte sie antworten, brachte aber den Ton nicht gleich heraus. Sie krächzte, als

sie sagte: «Sie meinen Kathreiner?»

Ich schüttelte den Kopf. «Echten Bohnenkaffee!»

Frau Schneider schlug beide Hände zusammen und war fassungslos. «Aber gerne würde ich morgens ein Tässchen trinken!» rief sie aus.

Ihre Augen verrieten Ratlosigkeit. «Sie scherzen, nicht wahr? Es gibt doch keinen richtigen Kaffee zu kaufen.»

«Ich besorge Ihnen welchen», sagte ich. «Ein Pfund, für die Schuhe! Das sollen Sie haben.»

Frau Schneider lächelte: «Ich habe ja schon lange keinen richtigen Kaffee mehr getrunken. Da könnte ich Emma, meine Schwester, zum Geburtstag einladen. Das ist im November.»

«Bis dahin ist er da», antwortete ich und hob den Karton auf.

Frau Schneider wandte sich noch an mich mit einem besonderen Anliegen: «Ich brauche da etwas Geld», erzählte sie. «Da ist die Uhr von meinem Mann. Sie geht ja noch. Aber ich habe mich entschlossen, sie zu verkaufen. Würden Sie das für mich übernehmen?»

Ich hatte solche Uhren bei alten Herren gesehen. Silber war das Gehäuse. Die Kette aus Sterlingsilber war fein gearbeitet. Das Ziffernblatt zeigte römische Zahlen.

Ich zog die Uhr vorsichtig auf und vernahm das Ticken: Sie ging noch. Sachte legte ich sie zurück: «Ich werde sie kaufen!»

«Sie?» fragte Frau Schneider. Aber sie war nicht irritiert.

«Die gefällt mir, Frau Schneider. Reichen Ihnen fünfhundert Mark?»

Frau Schneider dachte nicht nach: «Mehr wollte ich nicht dafür haben. Es freut mich, dass Sie Ihnen gefällt. Da weiss ich wenigstens, wer sie hat und in Ehren halten wird. Sie ging immer präzise, diese Uhr. Mein Mann hat sie zum Dienst getragen. Nur an die Front nahm er sie nicht mit.»

Vom Gericht wurde mir ein Schreiben von der

Nachlassabteilung übermittelt: Ein Formular mit einer hastigen Unterschrift klärte mich auf, dass Mutter ein Testament hinterlegt habe, ich möge den Hinterlegungsschein, eine Sterbeurkunde und eine Mitteilung über den Wert des reinen Nachlasses der Geschäftsstelle zukommen lassen.

Mutters Testament war kurzgehalten, handschriftlich natürlich. Sie hatte es im Herbst des Jahres 1944 errichtet. Damals hatte sie wohl schon sehr mit dem Magen zu tun gehabt.

Sie setzte Olga und mich als Erben ein. Zwei Wochen, nachdem ich die Abschrift des Testaments und die Rechnung erhalten hatte, kam eine Mitteilung des Grundbuchamtes. So machte ich mich auf den Weg zum Amtsgericht, betrat die Abteilung des Grundbuchamtes, wo ein Beamter sass, und beantragte die notwendige Berichtigung.

Ich sah auch erstmals in das dicke grosse Grundbuch hinein. Da stand Mutters Name; eine Belastung des Hauses gab es nicht. Vater hatte die kleine Hypothek bereits im Jahre 1939 abgezahlt, sie war gelöscht.

Abends wanderte ich auf stillen Pfaden zum Schwarzmarkt der Stadt. Es gab da etliche Stellen, wo Männer Raritäten zum Verkauf anboten. Sie handelten mit allem, was der Mensch dringend brauchte. Feuersteine, Brotkarten und Schnaps.

Was den Schnaps anging, musste man schon gewieft sein. Es gab Händler, die betrogen den Käufer, indem sie billigen Alkohol mit Wasser verdünnten und ihm die entsprechende Farbe wie Whisky oder Cognac gaben. Es gab da Experten auf diesem Gebiet.

Ich bekam Kaffee, und da liess ich mich nicht täuschen. Ich verlangte immer Bohnen. Es gab Händler, die verkauften ungebrannte Ware. Das war nicht weiter schlimm, denn man konnte die Bohnen schliesslich in der Pfanne selbst rösten.

So brachte ich Frau Schneider ein Pfund Bohnenkaffee für die Schuhe, und sie zeigte ein überglückliches Gesicht. Flugs nahm sie einige Bohnen, gab sie in eine kleine Handmühle und begann zu mahlen. «Es sind zwei Jahre her», liess sie mich wissen. «Und nun bin ich so furchtbar neugierig, wie dieser Kaffee schmecken wird. Ich habe gerne Kaffee getrunken, aber nicht an jedem Tag, den der Herr werden liess. Nein, da fehlte das Geld zu. Die Rente ist ja klein. Und ich wurde immer zur Sparsamkeit erzogen!»

Frau Schneider hielt mit dem Mahlen inne und blickte mich an. «Ich stamme aus einem kleinen Beamtenhaushalt. Mein Vater war Oberwachtmeister am Gericht. Da gab's nicht jeden Tag Braten und Bohnenkaffee. Aber wenn Festtage waren, roch es im Haus nach gutem Kaffee!»

Ich verabschiedete mich und ging in den nebligen Herbsttag hinein. Ich hatte die Absicht, Frau Schneider ein wenig zu helfen, schon allein wegen der Uhr.

Es ging wieder um Kohlen. Frau Schneider sass in ihrer Wohnung und fror. Ich hatte einen Einfall, wie ich zu zusätzlichen Kohlen kommen konnte: Ich nahm Geld aus meinem Geheimfach und begab mich auf den schwarzen Markt und erwarb eine Kiste Zigarren, feine Brasilzigarren.

Wo sie herkamen, das war mir ein Rätsel. Meine Aufgabe war es jedoch nicht, solche Rätsel zu lösen. Ich achtete jedenfalls darauf, dass die Ware, die ich teuer bezahlt hatte, auch in Ordnung war. Das Siegel war noch vorhanden.

Ich öffnete die kleine Kiste trotzdem. Es gab Missetäter, die schwindelten. Aber die Zigarren waren alle echt!

Es war mir bekannt, dass Herr Weber in der Kohlenhandlung rauchte. Er drückte meist seine Zigarrenreste im Aschenbecher aus, steckte aber später die Überreste heimlich in seine verkohlte und abgenagte Pfeife.

Mit meinem Spürsinn stellte ich fest, dass wieder Kohlen im Anrollen waren. Auf dem Hof der Kohlenhandlung lag bereits ein kleiner Berg zwischen den Trennwänden.

Herr Weber stand mit Gummikragen und Binder hinter dem langen Ladentisch und besichtigte eine Karteikarte. Er blickte auf, als ich vortrat. Sein Gesicht wirkte traurig.

«Kommen Sie schon wieder wegen Kohlen?» erklang seine rauhe Stimme. Seine Frage liess mich lächeln. Das hatte ich erwartet. Ich sprach öfter vor. Ich hatte ja Zeit.

«Sozusagen Herr Weber», antwortete ich. Meine Hände stützten sich auf die braune Leiste des Tisches.

«Völlig zwecklos, mein Lieber!» gab Weber mir zu verstehen. «Sie haben schon Ihr Kontingent erhalten.» Herr Weber wollte energisch wirken, doch seine Tonlage klang fast weinerlich. Er legte die Karte beiseite und besah seine rechte Hand. Dann fiel sein Blick auf mich.

«Was wollen Sie denn noch? Sie wissen doch, jeder Kunde kann nur einige Zentner bekommen. Ich bin verpflichtet, an alle Kunden zu denken.»

Ich holte tief Luft: «Natürlich müssen Sie an alle Kunden denken, Herr Weber. Das finde ich gut. Das ist Service! Aber stellen Sie sich vor, in der letzten Lieferung war viel Staub. Den kann man nicht verbrennen. Meine Kohlen sind nun wieder alle. So ist das! Ich sitze morgens, mittags und abends im Kalten.»

«Mein Gott, ich auch!»

«Es sind doch wieder Kohlen da!» Ich zeigte auf das Fenster. Man konnte von dort hinaussehen, obwohl das Wetter sehr trübe war.

Webers Gesicht war nur eine Maske. «Es sind noch Kunden da, die an der Reihe sind», knurrte er.

Ich erzählte ihm kurz von Frau Schneider: «Sie friert den ganzen Tag, alte Menschen benötigen Wärme, Herr Weber!»

Weber suchte nach der Karteikarte und las. Schliesslich kam es zögernd: «Frau Schneider hat durch Frau Meier vor einigen Wochen noch zwei Zentner Kohlen holen lassen. Sie hat ihren Bedarf bekommen.»

Ich lachte. «Was sind so ein paar Zentner, Herr Weber, wenn man im kühlen Oktober feuern muss. Da lachen ja die Hühner: Bedarf!»

Ich arbeitete nun mit schwerem Geschütz. Da sich niemand der Kontortüre näherte, zog ich mein Zigarrenkästchen hervor. Ich öffnete es und stellte es auf den langen Tisch. Weber sah darauf, und seine Augen wurden feucht. Er holte sichtbar und hörbar Atem.

«Meine Lieblingszigarren!» hauchte Herr Weber. «Und echt sehen sie aus! Sehr echt!»

«Sind sie auch», erwiderte ich. «Man riecht es doch, nicht wahr? Welch herrlicher Duft für einen alten Zigarrenraucher!» Herrn Webers Gesichtsausdruck war fast verzückt zu nennen. Er beugte den Kopf vor. Dann hob sich die Nase. Die Nasenflügel waren noch gebläht.

«Sie rauchen wohl auch Zigarren?» kam seine Frage. Ich grinste ein wenig. Er hat angebissen, musste ich denken.

«Nein!» antwortete ich gedehnt und schloss den Kasten. «Wie wäre es mit einem kleinen Handel, Herr Weber?»

«Ich habe nie so gehandelt», bekannte Herr Weber.

Ich nickte. «Verstehe ich. Doch heutzutage muss man etwas einsetzen. Ich will ja nichts geschenkt. Kohlen möchte ich haben. Vier Zentner. Und bezahlen tu ich sie auch.»

Ich klappte den Zigarrenkasten wieder auf. «Die zehn Zigarrchen sind Ihnen, wenn . . . »

«Darf ich sie einmal in die Hand nehmen, die Kiste», brachte Herr Weber mit gesprungener Stimme hervor.

Ich gab ihm das Kistchen. «So etwas bekommen Sie nicht im Laden.»

Herr Weber betrachtete die Zigarren und sagte

schliesslich: «Na gut! Ich bewillige vier Zentner.»

«Alles klar», sagte ich und liess mir den Bon geben.

Ich bezahlte und eilte mit den vier Säcken nach draussen. Ich musste warten, schaufelte dann aber eifrig Kohlen auf die Waage, liess sie in Säcke rutschen, band die Säcke ab und lud sie auf meinen Bollerwagen.

Ich hielt aber auch bei Frau Schneider und brachte der verdutzten alten Dame zwei Zentner Kohlen.

«Ja, aber!» rief Frau Schneider. «Wo kommen die denn her?» Sie war überglücklich.

Der November begann. Die Tage wurden kühler und unangenehmer. Sorge bereitete mir die Birne in meiner Fahrrad-Lampe. Einmal war sie ausgefallen, und es hatte mich Mühe gekostet, eine neue zu bekommen.

Aber ich wäre abends auch ohne Licht gefahren, denn es bestand kaum die Gefahr, dass auf diesen Landstrassen sich ein deutsches Fahrzeug näherte.

Das Radio hatte ich in eine kleine Werkstatt gebracht: Ein Mann aus der Nachbarschaft befasste sich in seinem Keller mit Reparaturen und besorgte auch Ersatzteile. Seine Verbindungen mussten gut sein.

Er war Flüchtling und kam aus dem Osten. Er erzählte mir, er habe eine eigene grosse Werkstatt mit Laden besessen. Nun sei alles hin. Ein Pole habe sich in seinem Haus breitgemacht.

Der Mann wohnte nun im Haus seiner Schwester, deren Mann in Italien bei Salerno gefallen war.

Der kleine schnurrbärtige Meister hiess Eller. Er hatte sich mein Radio angesehen und genickt: «Schön ist es. Klasse! Wir werden es schon hinbekommen.»

Ich hatte Eller eine Packung Zigaretten gegeben, damit er die Röhre besorgen konnte. Am Abend konnte ich schon Musik hören.

Am Dienstag fuhr ich nach Merzhausen. Nach einem Schluck Kaffee und einem herzhaften Schmalzbrot zeigte mir Bauer Weierstaler ein unendlich langes Rübenfeld.

Ich riss Runkelrüben aus den Reihen und legte sie so, dass der Grünhacker das Blattwerk von der Rübe trennen konnte. Es war wichtig, die Rübe nicht zu halbieren.

Vor dem Bauch trug ich einen alten Sack, damit meine Hose nicht verschmutzt wurde. Auch sollte die von den Blättern tropfende Nässe nicht auf die Kleidung kommen.

Die Arbeit war mühselig. Ich wünschte den Abend herbei. Und als es so weit war, liess ich mich überreden, auch noch am nächsten Tag zu helfen.

«Die Rüben müssen raus, ehe der Frost kommt», erklärte mir der Bauer. «Ich kriege doch niemanden zur Hilfe. Das Vieh braucht das Futter.»

Der Bauer holte eine Flasche Korn aus dem Schrank, und ich spendierte eine Pfeife voll amerikanischen Tabaks.

Der andere Tag war genauso neblig und unwirsch. Die Frauen taten, als mache ihnen die Arbeit nichts aus. Sie schwatzten und lachten.

Ich wäre gerne der Länge nach in die Rüben gefallen, weil mein Rücken schmerzte. Aber ich wollte mich auch nicht blamieren. Deshalb biss ich die Zähne aufeinander und hielt aus. Immerhin war ich ja nach Merzhausen gefahren, um Naturalien für meine Speisekammer zu bekommen.

Mir fehlte wieder fast alles. Olga war weit fort, und ich konnte nicht willkürlich auf dem schwarzen Markt kaufen.

Die Bäuerin zeigte sich wieder nobel am 3. Tag, als ich abreiste. Sie wickelte ein anständiges Stück Speck ein, Brot, Wirsing, Rotkohl und auch Kartoffeln. Kraut stand nicht in meinem verwilderten Garten.

Zu kaufen gab es kaum etwas. Hausfrauen standen geduldig stundenlang an, um einen Kohlkopf zu ergattern.

Olga kam. Sie hatte sich dick eingemummelt. «Dich sieht man kaum noch!» rief ich ihr zu.

«Habe viel zu tun gehabt», liess sie mich wissen und verschwand im Haus.

«Brod hat dich wohl nicht fortgelassen», rief ich Olga zu. Sie stand in der Küche und setzte Wasser auf.

«Ich lasse mich doch von Brod nicht festhalten!»

«Na, gut!» brummte ich und begann, mir eine Zigarette zu drehen.

«Ich koche schwarzen Tee!» rief Olga. «Und Zucker habe ich auch!»

Ich sagte nichts und freute mich, denn ich war von meiner Radtour noch müde. Kaffee besass ich ja nicht mehr, um mich munter zu machen.

Wir sassen beim Tee im Wohnzimmer zusammen. Ich hatte eine alte Weihnachtskerze aus der Schublade des Küchenschranke hervorgeholt und sie angezündet. So lebten die wenigen Birnen in den Lampen länger.

Das einsame Licht brannte ruhig. Der Tee roch verdammt gut. Ich nahm aus der Dose Zucker.

«Kommt Brod nicht mal hier vorbei», fiel mir ein.

Olga biss in ein Stück Brot und sah mich an: «Den soll der Teufel holen», entschlüpfte es dem roten Mund meiner Schwester.

«Ach was! Wirklich?» tat ich erstaunt. Dabei hatte ich schon gemerkt, dass mit Olga irgendetwas nicht stimmte.

Sie hatte geweint. Das würde sie aber nie zu geben.

Olga winkte ab: «Frag jetzt nicht so viel. Brod ist nicht mehr in Giessen. Er hat sich zurückversetzen lassen. Nebenbei erfuhr ich auch, dass er drüben in den Staaten eine Verlobte sitzen hat. Er wollte sie nicht, aber die Eltern drängten. Dieses Mädchen hat wohl Geld, und der Herr Papa besitzt Einfluss in der Stadt. Da hat Brod nachgegeben.»

«Tragisch!» Dann fügte ich hinzu: «Trotzdem! Kopf hoch! Es gibt auch noch andere Männer auf dieser Welt.»

«Ich bin nicht geknickt!» Olga sagte dies plötzlich. «Gestern habe ich Jim kennengelernt. Er sieht auch gut aus.»

Nun sagte ich nichts mehr.

Obwohl der Tag kühl war, hatte ich nicht geheizt. Das alte Thermometer am Küchenfenster zeigte 8 Grad plus. Eine Decke über der Schulter musste die Wärme stauen.

Als die kleine weiße Kerze auf dem Wohnzimmertisch brannte, kamen mir Gedanken ans Weihnachtsfest. Es fiel mir ein, dass ich für einen Weihnachtsbaum Kerzen benötigte.

Zu kaufen waren sie nicht. Selbst Rindertalg war zu wertvoll, um daraus Kerzen zu bereiten. Aber sicher ruhten in manchen Lagern noch Tennen dieser kleinen Lichter. Nur für wertlose Reichsmark gaben sie die Eigentümer nicht her.

Ich begab mich auf den Boden, wo Kisten und Kästen herumstanden. Mein altes Blechspielzeug hatte Mutter aufbewahrt, vor allen Dingen die Eisenbahn, die ich im Jahre 1929 bekommen hatte. Oft hatte ich damit gespielt.

Mutter hatte im Jahre 1944 sicher noch einen kleinen Tannenbaum aufgestellt, ging mir durch den Kopf. Damals gab es auch noch geringe Zuteilungen an Kerzen. Vielleicht lagen noch Reste in einem Karton?

Ich fand unter anderem Gerümpel den grünen Holzkasten, in welchem Mutter den Weihnachtsschmuck aufbewahrte. Im Jahre 1945 hatte sie ihn wohl auf den Boden gebracht.

Ich klappte den verstaubten Deckel auf: Da lagen noch die silbernen und roten Kugeln aus Glas. Eine Baumspitze war vorhanden. Dazwischen gab es Reste von Engelshaar, und etliche Kerzenhalter waren auch zu finden. In ihnen steckten noch Kerzenstücke, klein, aber benutzbar.

Und unter all diesen Dingen gab es noch eine Schachtel mit gezogenen weissen Weihnachtskerzen. Gleichzeitig überkam mich etwas Trauer, denn zum Fest würden mir Mutter und Vater fehlen – und kam Olga nicht, dann sass ich alleine in der Wohnstube herum. Solche Gedanken ernüchterten mich, und ich klappte den Deckel des Holzkastens wieder zu.

Ich nahm den Kasten aber mit und stellte ihn in mein Jugendzimmer unter das Bett. Dort mochte er erst einmal stehen bleiben, dachte ich.

«Was hast du oben auf dem Boden gemacht?» wollte Olga wissen.

«Nichts Besonderes», gab ich zur Antwort. «Ich habe nur in alten Dingen herumgestöbert. Vielleicht baue ich meine alte Eisenbahn wieder auf, wenn ich Langeweile habe.»

Olga lachte: «Du spinnst ganz schön. Lies lieber ein Buch, oder such dir eine Freundin!»

«So einfach ist das nicht!» sagte ich. «Die Amerikaner haben jetzt mehr Chancen. Wer will denn so einen armen Deutschen als Freund haben? So ganz ohne Schokolade und Zigaretten?»

«Blödmann», rief Olga mir zu. Ich schwieg und sah aus dem Fenster.

Es herrschte kein Wetter für einen Spaziergang. So hatte ich mir in den Kopf gesetzt, ein Kino aufzusuchen, das Capitol. In den Jahren vor 1939 hatte ich dort hin und wieder eine Filmvorführung gesehen, meist deutsche Produktionen: Moser und Lingen, die Röck und Beppo Brehm in den Bergfilmen.

Einen Film hatte ich lange nicht mehr gesehen, den letzten 1944 – allerdings im Soldatenkino einer französischen Stadt.

Heute sollte ein Western gezeigt werden. Ein gewisser Gary Cooper spielte die Hauptrolle. Dieser Darsteller war mir nicht bekannt. Aber da ich als Junge Hefte mit dem Helden Tom Mix gelesen hatte, war ich nicht abgeneigt, mir diesen Film mit Untertiteln anzusehen.

Vor dem Schalter des Capitols stand allerdings schon eine Menschenschlange. Den Hunger konnte man während eines netten Films vergessen.

Ich blickte mich um. Es hatte sich nichts verändert seit den Friedensjahren. Eine Palme im Kübel stand im Schalterraum, wo sich die Leute nach der begehrten Karte drängelten.

Ich stellte mich an – draussen auf der Strasse. So konnte ich in Ruhe eine Zigarette rauchen. Als ich in der Nähe der Kasse war, rempelte mich jemand an.

«Passen Sie doch auf», sagte ich unwirsch. Ich drehte den Kopf und bemerkte einen schlanken jungen Mann. Er war für diese Zeit gut gekleidet mit blauem Ulster und einem modischen Hut aus der Zeit um 38.

Der junge Mann wandte sich verlegen lächelnd an mich: «Leider schubste mich ein Herr. Ich wollte nur einmal schauen, was es gibt: Cooper! Nichts für mich!»

Das Gesicht kam mir bekannt vor: Ich hatte diesen Mann vor Jahren schon gesehen! Da war die spitze Nase, der schmale Mund, das kräftige Kinn.

Das war doch Gerhard Lüchte! «Hallo!» rief ich.

Lüchte schaute mich mit fragendem Gesicht an: «Meinen Sie mich?»

Ich nickte und grinste unverschämt: «Aber, Gerhard. Denke einmal nach: 1936 bis 1938, du warst ein zackiger HJ-Führer.»

«Psst, nicht so laut», mahnte Lüchte. «Das muss doch nicht jeder hören. Es gibt Sachen, die vergisst man lieber.»

Dann fiel der Groschen: Sein Gesicht hellte sich auf. «Also, ich hatte Mühe, dich wiederzuerkennen. Lange nicht gesehen, nicht wahr? Du willst ins Kino?»

Wir drückten uns erst einmal die Hände. Mein Nachbar im Rücken schob mich sanft nach vorne.

Und unter all diesen Dingen gab es «Wir könnten zusammen reden!» bat Gerhard Lüchte. «In das Kino kannst du doch immer noch», schimpfte, weil sie keinen Platz mehr bekam: ausverkauft!

So war mein Entschluss einfach zu fassen: Wir gingen in die Oberstadt! Gegenüber des Luisabades zeigte ich auf die Mühlentreppe: «Gehen wir dort hoch! Das schaffen wir doch noch, wenn auch die Beine schwach sind.»

Gerhard Lüchte lachte leise: «Aber bitte langsam. Du steckst ja noch voller Energie. Das wundert mich.»

Oben auf dem Kornmarkt legte ich eine kleine Pause ein. Lüchte zeigte blaue Lippen, er prustete. Trotzdem lächelte er: «Ich kann nicht mehr so schnell. Das Herz, weisst du. Da ist etwas nicht in Ordnung.»

Ich begann mich zu erinnern: Lüchte war nicht im Feld gewesen. Er hatte in der Kaserne auf der Schreibstube Dienst getan.

«Ist es sehr schlimm?»

Lüchte winkte auf meine Frage ab: «Das hing mit dem schnellen Wachstum zusammen, hat mir der Internist erklärt. Ich habe nicht das Essen bekommen, was ich benötigte.»

Ich lehnte mich an die Mauer, von der aus man die Stadt überblicken konnte. Ich sah auf das Bad und die Herrenmühle. Die Turbinen brummteten.

«In das Bad kann man nicht hinein», sagte ich, «gehört jetzt den Amerikanern.»

Lüchte zuckte die schmalen Schultern. «Das ist Besatzerrecht. Die brauchen das Bad für ihre Luxuskörper. Wir können ja in der Lahn baden. Sie hat noch reichlich Wasser.»

Wir gingen weiter. Schritt für Schritt über die Steine der Reitgasse. Es regnete fein.

Wir fanden eine Gaststätte am Markt. Sie war nicht überfüllt. An einigen Tischen sassen Studenten, die diskutierten.

Vor ihnen standen Biergläser, meist noch halb gefüllt.

Lüchte störte der Rauch im Gastraum. Er war Nichtraucher, wegen seiner Krankheit. So hustete er hin und wieder, bis ein Ventilator lief und für bessere Luft sorgte.

Dann fiel plötzlich der Strom aus. Jemand rief nach Licht, ein Ober kam und stellte eine brennende Kerze auf die Theke neben den Zapfhahn. Später kam eine junge Frau und brachte Hindenburglichter, die auf die Tische gestellt wurden. Sie flackerten, weil jemand ein Fenster geöffnet hatte.

«Das Kraftwerk wird nicht genug Kohlen haben», erklärte Gerhard Lüchte. «Kommt ja vor. Ich hoffe, dass die beiden Zonen bald eine Wirtschaftseinheit sind. Das wäre für uns besser. Noch halten die Engländer die Hände auf das Ruhrgebiet.»

Das Licht kam wieder, wenn auch erst flackernd. Eine junge Kellnerin kam an unseren Tisch. Lüchte sagte was von «Hunger», und ich musste auch zugeben, dass mein Magen schief hing.

«Was kann man hier zu essen bekommen?» fragte ich.

«Stamm!» formte der hübsche Mund des Mädchens. «Gemüse mit Kartoffeln.»

Ich grinste: «Wie sieht es denn aus mit einem Würstchen mit Senf und einer dicken Scheibe Brot. Ohne Marken natürlich!»

Das Mädchen lächelte: «Ohne Marken gibt es fast nichts, mein Herr».

«Tja, was machen wir da?» Nach meiner Frage blickte ich auf Gerhard Lüchte. «Bringen Sie doch zwei Stamm für uns!»

«Ich bekomme dann von Ihnen Fettmarken. Je fünf Gramm». Beide zeigten wir unsere Rationskarten. Die kleine Schere klippte.

Das Stammessen war kräftig gesalzen, also bestellte ich ein Bier dazu. Lüchte dagegen trank wenig.

Die wenigen Kartoffeln mit dem Wirsinggemüse reichten gerade, um den ärgsten Hunger zu stillen. Ich kannte dieses leere Gefühl im Magen.

Man hätte immer weiteressen können, bis es an den Ohren wieder herauskam. Ein Sättigungsgefühl stellte sich nie ein.

«Bauernbrot mit Salami hätte weitaus besser geschmeckt», scherzte ich. Aber es war nur eine so hingeworfene Bemerkung.

«Ich wollte mit dir nicht übers Essen reden.» Gerhard Lüchte wurde ernst:

«Es gibt keine Befehle mehr, und das zeigt, dass wir uns auf einem demokratischen Wege befinden. Weg von der Diktatur! Nun geht es darum, aus den Zonenbürgern Demokraten zu machen. Man muss ihnen beibringen, dass die Demokratie eine lebensgerechte Staatsform ist.»

Lüchte zeigte auf mich: «Du solltest mit dabei sein! Abseits stehen ist nicht gut.»

Ich musste lächeln über Lüchtes Eifer: «Wir wurden schon einmal politisch bearbeitet. Und jetzt sagt man uns, dass alles falsch war. Man beschimpft uns, ohne sich zu erinnern, dass bis 1938 einflussreiche Politiker in ganz Europa Hitler hoffiert haben, einschliesslich Stalin. Nun sollen wir alle umdenken! Dazu benötigt man Zeit. Ich habe natürlich gehört, dass es Parteien gibt. Aber ich bin mir nicht darüber im klaren, welche Partei für mich in Frage kommt.»

Ich hörte mit Interesse zu, was Gerhard Lüchte berichtete, konnte aber meine Skepsis nicht verbergen: «Warten wir ab!»

Wir redeten noch eine Weile weiter. Dann aber war es Zeit zu gehen.

Ich begleitete Gerhard Lüchte bis zu seiner Wohnung in der Biegenstrasse.

Wir schieden, und ich bewegte mich auf die Uferstrasse zu. Dort reihten sich die Linden auf. Ihr Laub war schon lange verweht, und im Licht einer matt wirkenden Lampe konnte ich die nackten Äste sehen.

Drüben in der Akademischen Waschanstalt brannte ein Licht, und ich sah den Schein, der auf die hohen Pappeln der Bürgerschule fiel.

Das Eisengitter um den Hof war noch vorhanden. Alles kam mir kleiner vor.

Ein Lied brachte der Wind drüben von der Neuapostolischen Kirche her, ein Adventslied.

Mir ging auf dem langen Weg über den Kiesbelag der Uferstrasse Lüchtes Konversation durch den Kopf: Man machte also wieder Politik, und die Opfer der alten Politik sassen noch in den Gefangenenlagern der Sowjets, hungerten und froren in den Baracken in Frankreich und England oder arbeiteten für den Wiederaufbau dieser Länder.

In acht Tagen feierten wir Heiligabend. Um Geschenke musste man sich kaum Gedanken machen. Einige bastelten etwas für die Kinder, oder Mütter fertigten aus alten Kleidungsstücken Sachen, welche Kinder tragen konnten.

Die Kleinen waren bescheiden. Wichtig war, dass man überhaupt Kleidung besass.

Es gab auch viele Mütter, die hatten das ganze Jahr über Mehl aufgespart von ihrer Wochenration, um Weihnachten einen Kuchen zaubern zu können oder auch Plätzchen.

Es war unheimlich schwierig, etwas zu backen, da die Zutaten fehlten. Wer sich etwas Alkoholisches leisten wollte, der musste den schwarzen Markt aufsuchen.

Ich machte Striche auf dem Kalender. An einen normalen Abreisskalender war ich nicht gelangt, aber es ging auch so. In der Zone sah es reichlich trübe aus. Auch die Landtagswahl am 1. Dezember konnte die Not nicht ändern.

Ich zögerte, einen Weihnachtsbaum zu kaufen. Im Handel tauchten schon die ersten Bäume auf. Weihnachtsschmuck und Kerzen bot man allerdings nicht an.

Es gab eigentlich nichts, was frei verkauft werden konnte, keine Schokolade, Pralinen, kein Kakao; sie waren auch auf Karten nicht zu erstehen.

Englische Schokolade und Candy konnte man schwarz kaufen.

Am siebten Tag vor Weihnachten wurde es

kälter, es begann zu schneien. Man sah den Schnee allerdings erst in Schauern über der Kirchs Spitze und dem Spiegelslusturm. Im Tal fielen schwere nasse Flocken.

Nachmittags, als es bereits dämmrig wurde, wirbelten die Flocken leichter, es begann zu frieren, der Wind drehte auf Nord.

Ich hielt es im Haus nicht mehr aus. Der Wind jagte Schneeflocken in mein Gesicht, und ich vergrub meine Hände in den Taschen meiner schwarzen Jacke.

Auf dem eisernen Steg über der Bahn blieb ich stehen: Der Bergsteg war schmal, aber man konnte aneinander Vorbeigehen. Bomben hatten ihn beschädigt, aber er war notdürftig repariert.

Hier und da konnte man noch die Einwirkungen von Bombensplittern wahrnehmen.

Ich hatte als Kind oft hier oben gestanden und auf die Lokomotiven geblickt, die dampf sprühend unter mir durchgefahren waren. Heute stand eine schwere müde Lok prustend auf den Gleisen, hinter ihr eine lange Reihe von Viehwaggons in ihrer unaufdringlichen braunroten Farbe.

Vieh lud man allerdings nicht aus. Menschen waren angekommen, aus den ehemaligen deutschen Provinzen im Osten, aus Schlesien, Pommern oder Ostpreussen.

Gemäss Befehl der Siegermächte hatten sie ihre Heimat zu verlassen. Niemand vertrat ihre Interessen.

Ich selbst war schon tagelang in solchen Waggons gereist. Ein Soldat ertrug dies, wenn er richtig gepflegt wurde. Aber heute waren Frauen und Kinder, alte Männer und Kranke in diesen Wagen.

Ich bezweifelte, dass man half, ihre Nöte zu lindern. Der Schnee liess die Gestalten an diesem Dezembertag wie Schatten aussehen. Einige Menschen hatten sich Decken umgehängt. Ältere sassen auf ihrer Habe und warteten.

Wer früher sein eigenes Haus besass, musste nun mit einer kleinen Stube Vorlieb nehmen. Die

Menschen redeten einen anderen Dialekt, Nachbarn aus der alten Heimat fehlten.

Es gab Marburger, die wandten sich aufgebracht gegen diese Flut von vertriebenen Menschen. Das half nichts: Die Deutschen im Westen mussten zusammenrücken.

Es gab welche, die glaubten, den Krieg nicht verloren zu haben, da sie noch ihr Eigentum besaßen: Was ging sie schon das menschliche Elend an, das durch den Krieg und seine Folgen ausgelöst wurde !

Ich blickte in die grosse Baracke am Bahnhof hinein, die wieder mit Menschen angefüllt war. Es roch nach Schweiss, Tabak und Zwiebeln.

Kinder mit blassen Gesichtern hockten auf dem Boden und kauten auf trockenen Brotrinden. Ein kleines Mädchen sass auf einem Koffer. Es war in ein schwarzes Tuch eingehüllt. Blondes Haar quoll hervor, und ihr ratloser Blick traf mich.

Er tat mir weh. Das Kind sah krank aus. Ich kramte in meiner Jackentasche, denn ich hatte mir zwei Plätzchen für den ärgsten Hunger eingesteckt. Ich reichte diesem Kind eines davon.

«Danke !» kam es flüsternd und heiser.

«Wo kommen Sie her?» fragte ich die Mutter, die verhärtet aussah.

«Wir kommen aus dem Riesengebirge, aus der Gegend von Hirschberg». Hirschberg in Schlesien war mir nicht unbekannt. Ich war einmal in Grunau gewesen.

«Es ist hier auch schön», sagte ich, und es sollte wie Trost klingen. «Sie werden sich hier eingewöhnen.»

Die Frau weinte, und das Kind hielt mit dem Kauen inne und blickte auf. Es war ein Mädchen. Ihre Stimme war dünn:

«Unser Papa ist nicht mitgekommen», plapperte sie. «Er ist in Russland, und geschrieben hat er auch nicht mehr.»

Es war zu schwer, Trost zu spenden. Die Mutter des Kindes wischte sich die Tränen ab.

Ich schlenderte umher, nachdem ich die Baracke verlassen hatte. So geriet ich in die Nähe der Bahngleise. Schwestern des Roten Kreuzes halfen alten Menschen und führten sie hinüber zur Baracke. Die Waggontüren waren alle weit offen. Etwas Stroh lag auf den Böden.

Ich wanderte bis zum Ende des Perrons, weil ich dort jemand sitzen sah: eine schmale schwarze Gestalt, einen Krückstock in der Hand, hockte auf einem mächtigen verbeulten Koffer. Über dem Kopf lag ein schwarzes Tuch.

«Wenn Sie lange hier sitzen, erfrieren Sie wahrscheinlich!» Ich vernahm nur ein Schluchzen.

Sie sah endlich wieder auf. Ich konnte erkennen, dass sie noch jung war. Vielleicht genauso alt wie ich. Ihr Antlitz zeigte noch keine Spuren des Alters, nur war es mager und blass von der kalten Witterung.

«Wo soll ich hin? Ich habe hier keinen Menschen, den ich kenne. Lassen Sie mich hier sitzen.» In ihrem Gesicht las ich tiefe Resignation.

«Nun hören Sie aber auf!» fuhr ich sie recht schroff an. «Da sind alte Frauen, alte Männer – und Kinder. Die heulen nicht. Die tragen ihr Los. Also! Stehen Sie auf. Wir gehen hinüber zur Baracke. Dort sammeln sich die Menschen aus dem Zug.»

Meine harten Worte schienen sie zu erschrecken. Sie versuchte, sich zu erheben und wäre sicher rücklings über den Koffer gestürzt, hätte ich sie nicht gehalten.

Sie bedankte sich nicht, sondern zeigte nur auf den Krückstock, der ihrer Hand entfallen war. Er lag im Schnee. Ich hob ihn auf und gab ihn ihr.

«Mein linkes Bein ist steif», meinte sie ausdruckslos. Ich gab ihr die Reisetasche. Dann nahm ich den schweren Koffer in die rechte Hand. Er fühlte sich an, als sei er mit Steinen gefüllt.

In der Baracke stellte ich fest, dass sie hübsch war. Sie hatte das Kopftuch abgenommen, daran

ter trug sie braunes langes Haar. Es fiel auf ihre Schultern. Ihre Augen waren graugrün.

Wir hatten einen Platz nahe der Türe bekommen. Die Bank war hart, jemand hatte mit einem Messer Kerben in den Tisch gehackt.

Die Frau wischte sich einige Tränen fort und versuchte ein Lächeln. «Sie wirken so grob, aber Sie sind es nicht. Soldaten waren immer hilfsbereit.»

Eine Schwester kam und stellte einen Becher mit Tee vor die junge Frau. «Ich heisse Maria Solkowski», sagte sie. Sie legte ihre schmale Hand um den Becher.

«Darf ich fragen, wo Sie zu Hause waren?» sprach ich sie an.

«Auf einem Gut. Walditz heisst es und liegt in Schlesien. Im Riesengebirge bei Bad Warmbrunn.»

Ich beugte mich vor, denn es herrschte Krach in der Baracke. «Darf ich Ihnen etwas Suppe holen? Sie haben sicher Hunger?»

«Sie sind doch nicht mein Diensthote», gab sie zur Antwort. «Ich werde es schon schaffen!»

Mühsam versuchte sie, sich zu erheben. Ich stand auf: «Nun lassen Sie das doch! Ich gehe zum Schalter!»

Sie sah mir nach. Eine kleine Schlange hatte sich vor dem Ausgabeschalter gebildet. Ich stellte mich an.

Schliesslich bekam ich eine kleine Schüssel mit Suppe aus Kartoffel- und Steckrübenschnitzeln. Kleine Fettaguen schwammen sogar auf der Brühe.

Sie ass langsam und bedächtig. An ihren Worten merkte ich, dass sie eine gute Bildung genossen hatte. Sie redete beinahe wie Gerhard Luchte.

Nachdem sie die Schüssel geleert hatte, fragte sie mich: «Sie arbeiten nicht?»

«Für mich ist im Moment nichts zu finden. Mit Hacke und Schaufel könnte ich wohl tätig sein, aber ich bin nur bedingt arbeitsfähig. Mein linker Arm wurde im Krieg beschädigt. Hin und wieder

arbeite ich auf dem Land. Ich halte die Wohnräume der Tiere sauber.»

Sie musste lachen: «Wie Sie das sagen! Noch von niemandem habe ich so eine Antwort bekommen. Wie Sie das Ausmisten bezeichnen, so drollig!»

Ich zuckte mit den Schultern: «Ohne Humor geht es auch jetzt nicht, Fräulein – oder Frau?»

«Fräulein!» Sie nickte. «Ich war nicht verheiratet.»

«Also Fräulein Solkowski. Man muss viel Humor besitzen, um nicht in Depressionen zu verfallen.»

Sie sah mich an, und ich glaubte, sie wollte gleich wieder anfangen zu weinen.

«Man muss sich durchbeissen», sagte ich.

«Sie besitzen aber bestimmt eine Wohnung! Aber ich? Nichts ausser den Sachen, die ich im grossen Koffer und der Reisetasche habe.»

Ich zeigte mit der Hand in die Runde: «Alle, die da sitzen, haben kaum etwas. Und vor allen Dingen kein Dach überm Kopf.»

Namen wurden aufgerufen. Die Stimme der Vorleserin und Verteilerin klang heiser: «Fräulein Solkowski!»

«Ja, hier!» Das Mädchen hob die rechte Hand. Sie bekam einen Zettel: «Auf das Land. Zu einem Bauern Wagner in Ilschhausen.»

Maria Solkowski schüttelte den Kopf: «Ich möchte unbedingt in die Stadt. Ich habe vor zu studieren.»

«Tut mir leid», kam die Antwort der älteren Frau, die alles leitete. «Die Stadt ist voll. Evakuierte und Flüchtlinge. Da ist im Moment nichts zu machen. Wenn Sie hier Verwandte hätten!»

Damit war es entschieden. Tiefe Resignation breitete sich auf dem Antlitz von Maria Solkowski aus: «Wie soll ich da in die Stadt kommen? Mit meinem Bein!»

Ich legte meine Hand auf ihren Arm. «Nun weinen Sie mal nicht gleich. Ich besitze in der Stadt ein kleines Haus. Meine Eltern sind verstor-

ben. Da ist ein Raum frei: Wer ihn zuerst hat, der sitzt fest darin. Wenn Sie mit mir kommen wollen?»

Erstaunen breitete sich auf ihrem Gesicht aus: «Das wäre fein.»

«Sie können sich Haus und Raum erst einmal ansehen, dann können Sie immer noch auf das Land, wenn es Ihnen nicht zusagt.»

«Ich gehe nicht auf das Land», sagte sie mit einer Bestimmtheit, die mich aufhorchen liess. «Ich glaube, es wird mir bei Ihnen im Haus gefallen.»

Sie gab der Verteilerin den Zettel zurück: «Ich brauche ihn nicht.» Ich nahm den schweren Koffer. Beide machten wir uns auf den Weg zu meinem Haus am Berg.

Ich zeigte Maria Solkowski das Haus: «Es ist nicht imposant, aber diese Hütte gehört mir. Und meiner Schwester. Aber sie ist meistens nicht anwesend.»

Ich öffnete die Türe zum Zimmer meiner verstorbenen Eltern: «Dieses Zimmer stünde Ihnen zur Verfügung, Fräulein Solkowski. Es stehen zwar noch zwei Betten, aber eines davon kann ich auf den Boden bringen. Ich habe beide Betten erst einmal stehenlassen. Vielleicht hätte man hier ein Ehepaar eingewiesen. Wer weiss das schon?»

«Ich hoffe, ich falle Ihnen nicht zur Last», murmelte sie. «Sie sind so entgegenkommend.» Sie sagte auch «Danke!» aber ich winkte ab.

«Keine Ursache. Ich bin nur dem Wohnungsamt zuvorgekommen», sagte ich. «Es ist mir nicht egal, wer mit mir unter einem Dach wohnt.»

Maria Solkowski versuchte zu lächeln: «Glauben Sie, dass ich ein angenehmer Mitbewohner sein werde?»

Ich zuckte die Schultern und zeigte ihr die kleine Küche und das Wohnzimmer. Dann rieb ich meine Hände:

«Es ist kalt hier drin», rief ich zum Sofa hinüber, wo sie Platz genommen hatte. «Ich werde heizen. Sie sollen nicht frieren.»

Ich heizte. Mit Massen natürlich. Ich wusste, dass ich mein Heizmaterial einteilen musste.

«Der Winter wird schwer für uns werden. Aber ich denke, wir schaffen es.» Wenig später fügte ich hinzu: «Dort drüben in Walditz hat man sicher auch mit Holz geheizt. Und bestimmt haben die Bauern viel Holz in jenem Ort.»

«Es ist keine Ortschaft!» Ich sah, wie ihre Lippen sich bewegten. «Walditz ist ein Gut. Es besitzt viel Wald. Wir haben meist mit Holz geheizt. Auch im Winter.»

Ich schwieg. Das schwarze Tuch hatte sie abgelegt. Der Pelzmantel war geöffnet. Darunter trug sie ein blaues Kostüm. Der Kragen war weiss, und sie trug eine Nadel, die mit einem Opal besetzt war.

Ringe trug sie nicht. Vielleicht besass sie welche, hatte aber Angst, dass man sie ihr auf der Reise abnehmen würde. Immerhin war die Fahrt auch durch die russisch besetzte Zone gegangen. Auf den Bahnhöfen standen überall russische Soldaten. «Falls Sie gerne Tee mögen, dann koche ich uns einen Pfefferminztee», sagte ich.

«Sie sind sehr freundlich!» bekam ich als Antwort.

Ich war zufrieden, wohl deshalb, weil ich nicht mehr allein im Haus war. Am Abend machte ich Feuer im Badeofen. «Ich konnte mich drei Tage nicht richtig waschen», hatte sie mir erzählt. «Wir waren drei Tage im Zug. Er hatte in Dresden einen Aufenthalt. Wir durften nicht hinaus. Nur Wasser zum Trinken bekamen wir. Es wäre auch zu kalt gewesen, sich richtig zu waschen.»

«Wie kamen Sie darauf, in Marburg studieren zu wollen», fragte ich sie nach dem Bad.

«Ein Bekannter hat hier in der Stadt studiert», erzählte sie. «Aber das war lange vor dem Krieg. Er sagte, dass man hier leben könne. Ich war deshalb ein wenig froh, dass die Fahrt in diese Gegend ging. Aber auf das Land wollte ich nicht. Ich

stelle es mir furchtbar vor, ohne die gewohnten Menschen und ohne die gewohnte Umgebung in einem kleinen Zimmer leben zu müssen. Es war so etwas wie ein Lichtblick, als Sie kamen.»

Ich nippte an meinem Tee: «Zucker habe ich leider nicht! Es gibt zu wenig!»

«Diesen Tee gab es auch in Walditz», erinnerte sie sich. «Es gab einen wunderbaren Bach. An ihm wuchsen unzählige Kräuter, und wir fanden auch die Pfefferminzpflanze, ehe sie zu blühen begann. Es war schön!»

Später bereitete ich für uns Bratkartoffeln: «Sie mögen doch Bratkartoffeln?»

«Aber natürlich!» bekam ich zur Antwort. «Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie gross die Auswahl an Menüs zur Zeit ist. Im Zug bekamen wir Kohlsuppe mit Kümmel. Sie schmeckte fürchterlich. Aber wir haben sie gegessen. Und das Brot war klebrig, so feucht war es innen.»

Ich stand am nächsten Tag früh auf. Maria, wie ich sie nennen durfte, war schon früher auf den Beinen. Sie hatte das Bad genutzt und ein wenig aufgeräumt.

Der Morgentrunke bestand aus Ersatz, dazu gab es eine Scheibe geröstetes Brot mit Salz als Belag. Mehr hatte ich nicht zu bieten. Das Schmalz war alle, es hatte gerade noch für die Bratkartoffeln gereicht.

Nach dem kargen Mahl marschierten wir los in die Stadt. Es ging langsam voran. Ein kräftiger Westwind wehte mit Nieselregen. Der Schnee war wieder weg.

Vielleicht kam er in den Weihnachtstagen wieder. Wer wusste das schon? Im Radio gab es keine Wettervorhersage.

Wir nahmen die Elektrische bis zum Rudolphsplatz. Maria mit dem steifen linken Bein würde es schwer haben, den langen Steinweg hinaufzugehen. So gingen wir langsam an der Alten Universität vorbei über die Untergasse und kamen so in die Barfüsserstrasse.

Sie erzählte mir von ihrem Unfall, der das Bein steif werden liess: «Als die Russen kamen, bin ich auf den Heuboden geflüchtet. Onkel Hermann, er war mein Pflegevater, hatte mir dazu geraten. Unglücklicherweise fiel ich von der Leiter auf den Betonfussboden. Dabei wurde meine Kniescheibe verletzt. Der Doktor, der in der Nähe wohnte, versuchte, den Schaden so gut wie möglich zu heilen. Aber er besass ja kein Röntgengerät und verfügte nur über einfache Hilfsmittel. Er war ein alter Mann, den Russen und Polen in Ruhe liessen. Aber es gab keine Möglichkeit mehr, in ein Krankenhaus zu gehen.»

«Warum sind Sie nicht früher geflohen», wollte ich wissen. «Vor dem 1. Mai 1945 war das doch möglich.»

Sie schüttelte den Kopf: «Ich konnte doch Onkel Hermann nicht alleine lassen. Er hat sich die ganzen Jahre um mich gekümmert.»

«Onkel Hermann wohnte auch auf dem Gut?» fragte ich erstaunt. «Der Onkel war der Gutsbesitzer», sagte sie, «Freiherr von Walditz.»

«Aber die Polen wollten ihn sicher nicht mehr auf dem Gut haben...» Ich schwieg nach diesen Worten.

«Der Onkel hat sich in sein kleines Jagdhaus zurückgezogen. Er sagte, dass er nicht flüchten werde. Ich glaube, er hat sein Jagdhaus mit der Flinte verteidigt.» Sie hatte schliesslich mit den Schultern gezuckt.

Wir gingen zum Wohnungsamt. Der Beamte schaute schief, machte dann aber auf mein Drängen seine Eintragung. «Sie ist eine Verwandte von mir», log ich. «Sie kam gestern mit dem Flüchtlingszug. Ich kann sie doch nicht vor der Türe sitzen lassen. Das werden Sie doch verstehen!» Ich fand Verständnis.

So bekam Maria auch Rationskarten. Auf dem Rückweg über die Wettergasse kauften wir Brot und Fett ein.

Maria erstand auch einige Nudeln. Sie wollte

eine gute Suppe kochen. Ich spendierte hundert Gramm Fleisch und einige Kartoffeln.

Bei dem Gang über die Neustadt und den Steinweg hakte sich Maria bei mir ein. Sie hatte Angst zu stolpern und zu stürzen.

«In einigen Tagen ist Weihnachten», sagte ich. «Morgen hole ich mir einen Baum.»

Ihr Kopf drehte sich nicht, als sie fragte: «Können Sie wirklich in dieser Zeit feiern und Freude empfinden?»

Ich überlegte: «Weihnachten wird ein Fest zum Nachdenken für mich sein. Es genügt mir, wenn im Radio etwas Festmusik zu hören ist. Ich bekomme «Salzburg». Und wenn die Glocken der Kirchen läuten, dann stelle ich mich an das offene Fenster.»

Ich legte eine Pause ein: «Vielleicht bin ich sentimental veranlagt. Aber jetzt kann ich Weihnachten ohne Angst feiern. Es gibt keinen Fliegeralarm mehr. Bomben werden nicht mehr fallen, und ich befinde mich nicht mehr in Gefangenschaft. Vielleicht bin ich auch nur dankbar.»

Ich blieb am Steinweg stehen und zeigte Maria das Töpferhaus. «Es ist eine wunderbare Stadt», sagte sie mir. «Aber für mich wird es schwer sein, den Berg zu erklimmen.»

Maria Solkowski liess es sich nicht nehmen, nach der Rückkehr das Mittagessen zuzubereiten.

«Sie können wirklich kochen?» fragte ich. «Aber natürlich!» rief sie mir zu. «Ich habe bei Martha auf Gut Walditz das Kochen gelernt. Martha war unsere alte Köchin. Sie ist auch dort geblieben.»

Am Abend hörten wir Musik. «American Forces Network», der amerikanische Soldatensender, spielte New Orleans-Blues. Es gab Jazz, den ich allerdings nicht besonders mochte.

Wir vernahmen Swing-Klänge. Das war alles ungewohnt, diese Rhythmen hatte ich lange Jahre

nicht vernommen. Sie waren im Reich nicht zugelassen. Ausserdem bestand in den Kriegsjahren ein generelles Verbot, Auslandssender zu hören.

Über Mittelwelle erreichte ich den Sender «Salzburg». Und auch von «Kopenhagen» kam weihnachtliche Musik. Zumindest war Klassik zu vernehmen.

«Auf Gut Walditz habe ich oft Klavier gespielt», erzählte mir Maria Solkowski. «Onkel hörte es gerne, wenn ich spielte.» Dann kam sie doch auf ihre Eltern zu sprechen.

«Vater war Geologe. Er arbeitete am Geologischen Institut der Stadt Posen bis zum Jahre 1920. Als man das Land abtrennte, gingen meine Eltern. Vater bekam eine Anstellung in Bern, in der Schweiz.»

Sie dachte eine Weile nach: «Ich bin in Bern geboren, im Jahre 1925. Es hat mir in der Schweiz gut gefallen. Onkel Hermann hat uns oft besucht. Mutter war die Schwester des Onkels.

Vater kam im Jahre 1917 als Oberleutnant nach Bad Warmbrunn in ein Lazarett. Dort hat er Mutter kennengelernt. Sie half dort als Schwester aus. Es störte sie nicht, dass Vater jüdische Vorfahren hatte. Sie heirateten im Jahre 1918. Aber dann kam der Tag...»

Ihre Stimme erlosch. Ich nahm eine Zigarette.

Maria sah mich an: «Sie sind ein guter Zuhörer.» Sie lächelte mich an: «Ich hänge noch sehr an Walditz und muss sehen, wie ich damit fertig werde. Aber es wird Sie interessieren, wie ich nach Walditz gekommen bin?»

Ich nickte. Ihr Gesicht verriet Wehmut:

«Meine Eltern verunglückten in den Schweizer Bergen. Vater ging meist ohne einen Bergführer, weil er sich auskannte. Aber sie wurden von einem Schneesturm überrascht. Man fand beide später tot. Onkel Hermann hat mich dann nach Walditz geholt. In ein Heim sollte ich nicht.

Ich habe es nicht bereut, nach Walditz gegangen zu sein. Damals war ich 10 Jahre alt. So habe ich fast 11 Jahre auf Gut Walditz verbringen dürfen. Onkel Hermann hat mir oft vom Rübezahl erzählt, aber nicht, um mir Angst zu machen.

Ich bekam auch so etwas wie eine Gouvernante. Ein Fräulein Beckenried kümmerte sich um mich. Im Jahre 1944 starb sie, aber da benötigte ich ihre Hilfe nicht mehr.»

Das war Marias Geschichte, wie ich sie immer in Erinnerung behielt.

Der Winter war da! Ich machte mich am nächsten Tag auf, um ein kleines Bäumchen zu kaufen. An einigen Stellen der Stadt standen alte Männer und boten Fichten feil.

Ich wählte einen gerade gewachsenen Baum und trug ihn nach Hause. Es gelang mir auch, etwas Mehl, Zucker und Fett zu besorgen. So war Maria in der Lage, einen kleinen Kuchen zu backen, der mit gekochten Kartoffeln gestreckt wurde.

Bei einer Nachbarin tauschte ich Marmelade gegen etwas Kaffee ein. So konnte das Fest beginnen.

Der Heilige Abend sollte am Morgen nicht mit Kaffee-Ersatz beginnen.

Maria trug ein dunkles Kleid, das sich um ihre schmale Figur schmiegte. Die selbstgestrickten Strümpfe passten zwar nicht dazu, aber darüber musste man jetzt hinwegsehen.

Ihr Haar fiel locker auf die Schultern. Das Gesicht zeigte noch Blässe, es ging ihr aber offensichtlich etwas besser, als am Ankunftstag in der Stadt.

«Was halten Sie davon, wenn ich uns etwas Tee aufbrühe?» fragte sie mich. «Tee?» Ich zuckte die Schultern. «Was haben Sie? Kamille oder Pfefferminz?»

Maria lachte: «Meinen Sie wirklich, ich hätte diese Teesorten in meinem Koffer? Nein! Ich konnte mir eine kleine Büchse echten schwarzen Tee mitnehmen. Obendrauf habe ich allerdings

Kamille gelegt. Wegen der Kontrollen.»

Als Morgenspeise gab es Haferflockensuppe. Ich hatte ein halbes Pfündchen im Laden erstanden, auf Nährmittelkarten. Es war sogar für jeden von uns ein Teelöffel Zucker geblieben. Das versüsste diese Suppe. Milch fehlte allerdings.

Maria sagte vor dem Einnehmen des Essens ein kleines Gebet. Ich blieb still sitzen.

«Das haben wir auf Gut Walditz auch so gehalten», erklärte sie mir. «Man sollte immer für das Essen dankbar sein. Wir sehen, dass es keine Selbstverständlichkeit ist.»

Am Abend stellte ich den Baum in eine freie Ecke. Er war mannshoch. Er sah gut aus. Maria lobte mich.

Nur die Kerzen würde ich nicht brennen lassen. Sie waren zu schade, um einfach zu erlöschen. Lediglich drei Reste würde ich anzünden. Kerzen waren nicht zu bekommen.

Am Nachmittag gönnten wir uns ein Stück Kuchen, es gab dazu echten Bohnenkaffee. Das Festessen fiel allerdings mager aus. Fleisch stand heute nicht auf der Karte. Es gab Salzkartoffeln und Karotten.

Maria hatte dazu eine Mehlschwitze bereitet, damit alles nicht so trocken schmeckte. Vorher kochte sie eine Zwiebelsuppe, die recht annehmbar schmeckte.

Der Abend nahte. Schnee fiel, der Wind blies scharf aus Nordwest. Feiner Schnee lag auf den Strassen.

Maria wollte den Gottesdienst aufsuchen. Ich wollte ihr davon abraten, wegen des Wetters, doch sie liess sich nicht umstimmen: «Diesen Weg werde ich schon noch schaffen.»

Ich hatte da allerdings meine Bedenken: «Es ist glatt draussen. Sie könnten stürzen, Maria.»

«Man muss doch auf Gott vertrauen,» liess sie mich wissen. «Ich gehe langsam».

«Haben Sie etwas dagegen, wenn, ich Sie zur Kirche begleite, Maria?» fragte ich ganz spontan.

Ihr Antlitz wirkte rätselhaft, als sie mir Antwort gab: «Sie müssen es nicht tun. Nur wegen meines Beines? Aber ich finde es nett, dass Sie mir eine Hilfe sein wollen.»

Ehe wir gingen, kam Olga. Sie flog wie eine verirrte Schneeflocke ins Haus. Maria hatte ich von meiner Schwester schon erzählt. So sagte sie nur:

«Sie sind die Schwester, nicht wahr? Olga!»

Olga war perplex, setzte sich erst einmal.

«Das ist Maria Solkowski», erklärte ich. «Sie hat das Zimmer der Eltern. Sie kam mit dem Zug von Flüchtlingen aus Schlesien. Ich nahm sie auf.»

Ich grinste Olga an: «Es gab auch alte Frauen im Zug. Aber dann stolperte ich fast über Maria.»

Olga stand auf, reichte Maria die Hand und musterte sie.

«Wir machen uns auf den Weg zur Elisabethkirche, Olga. Aber wir kommen wieder!»

Auf meine Worte winkte meine Schwester ab. «Es eilt nicht so. Ich höre Musik aus dem Radio.» Olga hörte gern Blues und Swing.

Wir nahmen in der Kirche Platz. Viele Menschen kamen, Husten und Räuspern schallte durch das Langhaus von St. Elisabeth. Ich blickte mich um, konnte aber kaum bekannte Gesichter sehen.

Auf dem grossen Baum brannten einige Wachskerzen. Es war Weihnachten, und wir schrieben noch das Jahr 1946. Ein Hungerjahr war es.

Der Dekan redete an diesem Abend selbst. Er wusste, welche Worte er in die Herzen der Zuschauer senken musste.

Ich kannte den Herrn Dekan, obwohl er meinen Namen wohl längst vergessen haben dürfte. 1934 wurde ich von ihm konfirmiert.

Er war kein grosser Mann, wirkte eher wie ein Gelehrter, und das war er wohl auch, denn es

hiess, er habe seine Doktorarbeit in schwedischer Sprache verfasst.

Scharf blicken konnte er aus seinen randlosen Brillengläsern, und niemand wagte, dumme Einreden zu geben. Aber er war gerecht, und solche Menschen vergisst man nicht.

Ja, er rührte die Herzen der Gemeinde, denn sie brauchten Hoffnung: «Wenn uns in dieser Welt keine Hoffnung zuteil wird, so ist doch Gottes Sohn zur Welt gekommen, um uns neue Hoffnung zu bringen. Und alle die, welche da mühselig und beladen sind, ihnen wird geholfen werden.»

Maria neben mir weinte leise. Ich drückte ihre Hand, sie wehrte nicht ab. Mich traf ein Lächeln.

Olga sass noch auf dem alten Sofa im Wohnzimmer und rauchte, als wir kamen. Wir waren beide vom harten Wind durchgefroren, und da es im Ofen nur noch glimmte, legte ich zwei Holzscheite auf, damit das Feuer wieder lustig prasseln und knacken konnte.

«Soll ich das Radio ausmachen?» fragte Olga. Sonst kamen ihre Worte nicht so höflich, es war wohl wegen Maria.

Ich ging ans Radio und drehte den Knopf, bis ich die richtige Wellenlänge fand: «Stille Nacht, heilige Nacht!» erklang aus Salzburg. Und Beromünster brachte auch weihnachtliche Klänge. Später sassen wir zusammen bei Musik von Mozart.

Es gab keine Geschenke, aber wir waren zufrieden, es gab Kaffee und ein Stück Kuchen.

Olga zerbrach eine Tafel Schokolade aus England und verteilte sie grosszügig. Schokolade hatten Maria und ich lange Zeit nicht mehr genossen.

Die Kartenzuteilung 1944 war nur für Kinder gedacht, und der totale Krieg pochte schon in Schlesien an den Grenzen.

Im Lager oben am Golf von Biskaya hatte ich nur Zigaretten und einige getrocknete Feigen als Extra bekommen. Sonst hatte sich nicht viel ge-

ändert. Und vom sogenannten Grossgermanischen Reich redete im Lager niemand, weil keiner daran glaubte.

Für den ersten Weihnachtstag hatte Olga einiges aus amerikanischen Heeresbeständen mitgebracht: Büchsen! Da gab es «Hash and Vegetable» und «Chicken and Rice». Derlei Gerichte kannte ich aus der amerikanischen Gefangenschaft.

Es gab sie aber nur bis wenige Tage nach der Kapitulation. Danach setzte der grosse Hunger in den Lagern ein, zumal der Franzose die Lager in eigener Regie übernahm.

Zum Nachteil der Gefangenen, denn Frankreich war nicht in der Lage, die Vielzahl deutscher Soldaten entsprechend den Regeln der Genfer Konvention zu ernähren.

Nach den Feiertagen ging ich hinauf auf den Boden und schleppte die Nähmaschine in das Wohnzimmer. Monatelang hatte sie auf dem Boden gestanden. Das Tretrad ging schwer, so dass der Riemen rutschte.

Ich musste also für Abhilfe sorgen. Mit Hilfe von Öl war es soweit, dass alle Räder und Rädchen wie geschmiert schnurrten. Maria zeigte mir, dass sie verstand, mit einer Nähmaschine umzugehen. Sie legte einige saubere Nähte hin, was mich in Erstaunen versetzte:

«Ich werde dir eine ordentliche Jacke schneiden! Im Kleiderschrank deiner Eltern hängt ein Mantel. Ein Paletot. Den kann man umarbeiten. Die Ärmel werden gekürzt und unten etwas abgenommen. So wird es gehen.»

Sie mass, steckte am Abend ab und begann mit ihrer Arbeit: «Du kannst nicht eine Ewigkeit mit der Gefangenenjacke herumlaufen. Wir haben zwar eine Notzeit, aber es stände dir gut, wie ein richtiger Zivilist auszusehen.»

Ich musste lächeln. Es war mir egal, wie ich aussah. Ich war der Ansicht, dass es wichtigere

Dinge in dieser Zeit gab, aber ich wollte keinesfalls Marias Arbeitseifer entgegenwirken.

Für den 31. Dezember hatte ich auf Umwegen eine Flasche Rotwein besorgen können. Sie hatte etliche Mark gekostet, aber so sass ich am Abend nicht trocken mit Maria in der Wohnstube.

Wir prosteten uns um 24 Uhr zu: «Auf ein besseres neues Jahr», hob ich mein Glas, und ich durfte Maria einen Kuss auf die Wange geben.

Am 3. Januar war meine Jacke fertig. Maria hatte eisern gearbeitet; sie passte auch. In der Farbe glich sie meiner Jacke aus dem Lager. Aber die Zeichen PW gab es nicht mehr, und es war auch ein feinerer Stoff.

Ende der Woche stellte Maria fest: «Wir haben leider nur noch wenig Brot im Kasten. Ich glaube, es wird nicht bis morgen reichen». So verliess ich das Haus, um den Brotkasten wieder zu füllen. Denn meine Brotration für die Woche hatte ich bereits gegessen; ich konnte nicht zulassen, dass Maria zu meinen Gunsten auf Brot verzichtete.

«Sei vorsichtig!» rief mir Maria nach. Ich hatte ihr von abendlichen Razzien erzählt und von der Militärpolizei. Oft stand darüber in der Zeitung, es wurden auch Strafen ausgesprochen: Der Handel mit amerikanischen Zigaretten und sonstigen Armeebeständen war verboten.

Aber was sollten die Menschen machen? Es war eben eine Kunst, über die Runden zu kommen.

Ich trat in das Schneetreiben hinaus. Geld hatte ich mir eingesteckt, für alle Fälle. In der Nähe des Bahnhofs war nichts los, da abends kaum Züge einliefen. Auch bei der Bahn musste Kohle gespart werden.

Ich bekam Lust, ein wenig in der Stadt herumzufahren – mit der Strassenbahn. Ich stieg an der Universität aus und wanderte am Grün entlang. An den Kasernen hielt ich mich abseits, konnte aber hören, wie gehandelt wurde.

Es war dunkel geworden. Mehrere Meter vor

mir stand ein Amerikaner im Schatten eines Baumes. Er unterhielt sich mit einem Mädchen. Die weibliche Stimme kam mir bekannt vor: Tanja Söllner!

Sie hakte sich bei dem amerikanischen Soldaten ein, und beide wanderten in Richtung Schwanallee weiter. Was ich hörte, gab mir einen Stich in den Magen. Dann aber schalt ich mich einen Dummkopf.

Was hatte ich eigentlich erwartet? Tanja hatte mir nichts versprochen. Sie stolzierte an mir vorbei. Da der Lichtschein der Strassenlaterne nicht stark war, konnte sie mich nicht erkennen. Ich hatte den Kragen meiner Jacke hochgeschlagen und hielt den Kopf leicht gesenkt.

Ich traf noch einen deutschen Händler, der mir Tabak verkaufen konnte. Ich verstaute die Päckchen in meine alte schwarze Ledertasche und machte mich auf den Weg nach Hause. Ein Brot kaufte ich auch noch.

Ich ging über die grosse Brücke. Die Äste der Kastanienbäume sahen aus wie gepudert. Der Wind war kalt und unangenehm, und Schneekristalle bissen auf der Gesichtshaut. Ich sehnte mich nach einer warmen Stube.

Links lagen die Trümmer der schönen hohen Häuser aus der Gründerzeit. Da blinkte kein Licht in einem Fenster. Der Winter hatte sein weisses Tuch über die Ruinen gelegt.

Eine schattenhaft anmutende Gestalt stand plötzlich vor mir. Sie ging mir bis an die Schulter. Ein weiter Mantel verbarg alles, und auf dem Kopf sass eine Mütze des ehemaligen deutschen Heeres.

«Haben Sie eine Zigarette für mich?» Die Stimme klang wie die eines Jungen. Ich wurde stutzig.

«Komm mal mit!» sagte ich fast befehlend. Ich ging einige Schritte zurück, wo die Strassenlaterne über der Kreuzung baumelte. Es mochte acht Uhr am Abend sein.

Ich blieb stehen. Ich konnte unter der Mütze das abgehärmte Gesicht eines Jungen erkennen: «Wo kommst du denn her?»

Der Junge zeigte mit der Hand auf die Ruinen.

«Da kann doch kein Mensch wohnen, Junge!» Ich gab ihm eine Zigarette und rauchte eine mit. Er hustete.

«Hast du schon mal geraucht?» Spott war in meiner Stimme.

«Manchmal», kam es krächzend aus dem Jungenmund. «Wenn mir jemand eine Aktive geschenkt hat.»

«Hast du da im Keller gehockt?» wollte ich wissen. «Ja!» sagte er. «Aber es ist zu kalt. Und Ratten gibt es auch». Ich sah diese jämmerliche Gestalt vor mir. Der Mantel reichte fast bis auf die Füsse, und wenn ich richtig sah, trug er auch Knobelbecher. Sie waren ihm bestimmt einige Nummern zu gross.

«Hast du denn keinen Hunger?» fragte ich den Jungen.

«Schon», bekam ich zur Antwort. «Manchmal bin ich in die Baracke gegangen. Aber die kennen mich schon. Eine Schwester hat gesagt, ich solle zum Jugendamt oder zur Polizei gehen. Aber das will ich nicht.»

«Und warum nicht? Man würde dir helfen.»

«Nee!» gab er störrisch Antwort. «Ein Landser hat mir gesagt, die stecken mich in ein Heim. Da will ich nicht hin. Ich würde abhauen. Irgendwohin.»

«Hast du keine Eltern?»

«Bin aus dem Osten. Wir waren auf einem Treck. In 45. Als der Russe kam, musste ich in die Büsche. Später fand ich meine Eltern nicht mehr. Ich suche sie.»

Ich bekam Mitleid mit dem Jungen:

«Du kannst mit mir gehen! Zu Hause habe ich noch ein Stück Brot. Für eine Tasse Kaffee reicht es auch noch. Überleg es dir.»

«Okay», rief seine helle Stimme. Dann trabte er im Schnee neben mir her.

«Wo hast du denn deine Eltern verloren?»

«Das war bei Frankfurt an der Oder im April 1945. Wir kamen aus dem Wartheland. Der Vater war schon Invalide aus dem Ersten Weltkrieg. Die Mutter war krank.»

«Wie alt bist du denn?» – «Zwölf.»

«Ist ja allerhand», rief ich. «Da turnst du in der Weltgeschichte herum. Wie kommst du denn ausgerechnet auf Marburg?»

«Hier soll eine Tante wohnen. Vielleicht weiss sie etwas von meinen Eltern. Könnte ja sein.»

Ich schloss die Haustüre auf. Zögernd trat der Junge ein. Er sah Maria und blieb stehen. «Ist das Ihre Frau?» Bei seiner Frage musste ich lächeln.

In Maria stieg eine Verlegenheit hoch. Hastig bemerkte ich: «Das ist Fräulein Solkowski. Sie wohnt ebenfalls hier im Haus. Sie kommt aus Schlesien.

«Ich bin Thomas Gerlach.» Er zeigte auf mich: «Er hat mich mitgenommen!»

Maria nickte: «Dann komm bitte in die gute Stube!»

Der Junge zögerte: «Ich sehe aber nicht fein aus!» Maria lachte: «Du hast doch keine Läuse?»

«Nee! Keine einzige. Die Dinger kenn' ich.» Der Junge trat ein. Sein Mantel war unten abgeschnitten, aber nicht gerade. Es sah so aus, als hätte er ein Messer benutzt.

Der Junge bemerkte meinen Blick. «Der Mantel war zu lang! Manchmal bin ich darauf getreten.»

Der Mantel starrte vor Schmutz. Der Schirm der Mütze war gebogen und speckig: «Habe ich aus einer Kaserne. Die haben die Klamotten auf einen Haufen geschmissen. Da bin ich nachts ran und habe mir etwas geschnappt.»

«Du bist kein Angsthase», lobte ich ihn. Ich sah, was er am Körper trug: Eine Pimpfenuniform, schwarze Bluse, schwarze Skihose, Knobelbecher.

Um den Hals trug er einen schmalen langen Lappen. Er hielt ihn mir hin.

«Mein Schal.» Er grinste mich an.

«Vom Mantel?» fragte ich. Er nickte.

Ich gab dem Jungen ein Stück Brot. Maria kochte Tee für ihn. Später bereitete ich für ihn Badewasser.

«Morgens habe ich mein Gesicht an der Lahn gewaschen», gestand er. «Vor der Gasanstalt stehen Bäume, da kann man nicht gesehen werden.»

Thomas Kleidung musste gewaschen werden. Maria wollte das übernehmen. Ich gab dem Jungen Sachen aus meiner Jugendzeit. Sie passten ihm beinahe.

Er bekam noch Abendbrot. Dann wurde er müde, und ich führte ihn in den Gästeraum. Der war zwar klein, aber hier stand noch ein ordentliches Bett. «Hier kannst du schlafen, bis wir weiter wissen», versprach ich ihm. «Auf der Strasse sollst du nicht herumlaufen wie ein streunender Hund.»

Der Junge sass auf dem Bett. Seine Augen waren aufgerissen: «Ich darf wirklich hierbleiben?»

«Aber klar doch, Thomas», brummte ich. «Morgen reden wir weiter. Wir haben doch Platz hier. Aber anmelden müssen wir dich, damit wir Karten bekommen. Mit dem Klauen, das muss aufhören.»

Wir tranken am nächsten Morgen den Kaffee gemeinsam. Maria hatte Brot auf der Herdplatte geröstet. Sie verkündete auch, dass sie für den Nachmittag Plinzen herstellen würde, nach einem alten Rezept für Notzeiten.

Sie wurden auf der heissen Herdplatte hergestellt. Man mischte gekochte Kartoffeln mit Mehl, Salz und etwas Fett. So man's hatte, kamen auch ein Ei sowie ein Tropfen Milch an den Teig. Obendrauf strich man Sirup oder Marmelade.

Ich fragte den Jungen auch nach dem Treck seiner Eltern. Thomas verkniff das schmale Gesicht:

«Es war in der Gegend von Frankfurt an der Oder, Anfang Januar 1945. Da kamen russische Panzer. Wir waren die letzten, welche die Stadt

verliessen. Vater hatte ein kleines Panjepferd und einen Wagen aufgetrieben, um einige Sachen mitnehmen zu können.

Ganz plötzlich rollten sie über die schneebedeckten Felder und schossen. Es waren auch deutsche Soldaten da, die flüchteten, weil sie keine Panzerabwehrkanonen besaßen. Wir hielten an einem kleinen Wald. Ich sprang vom Wagen in eine Kuhle und duckte mich. Aber Vater fuhr plötzlich wieder an. Mutter rief noch was, aber da krachten schon die Panzergranaten. Ich glaube, Vater hat gar nicht gemerkt, dass ich absprang. Weil ich Angst hatte, blieb ich in der Kuhle hocken. Die Schiesserei dauerte bis zur Dunkelheit. Später habe ich den Wagen meiner Eltern gesucht, konnte ihn aber nicht mehr finden. Da lagen viele Tote herum. Ich ging wieder in den Wald zurück, bis deutsche Soldaten kamen. Denen habe ich mich angeschlossen.»

«Wie hiess denn der Ort, wo du zu Hause gewesen bist?» fragte ich den Jungen.

«Schrimm an der Warthe. Es war eine schöne Stadt.» Der Junge hatte seine Geburtsurkunde im alten Mantel versteckt gehalten. Er hatte einige Bilder von den Eltern mitgenommen. Oft war auch eine Träne darauf gefallen.

Wir wollten uns aufmachen, die Schwester von Thomas' Vater zu finden und gingen erst einmal zur Anmeldestelle im Einwohnermeldeamt. Da wurde nicht viel gefragt. Unzählige Flüchtlinge und Aussiedler kamen. Soldaten aus allen Provinzen meldeten sich, um vielleicht nur Monate zu bleiben. Was bedeutete da schon ein Junge von zwölf Jahren ohne Eltern?

Ich ging auch auf das Jugendamt, damit eine Vormundschaft eingerichtet werden konnte. Dann sollte nach den Eltern über das Rote Kreuz geforscht werden. Falls man sie fand, konnte Thomas zu ihnen zurückkehren. Waren die Eltern aber nicht aufzufinden, käme eine Todeserklärung in Frage.

Aber so etwas schob ich von mir. Das hatte Zeit, dachte ich. Aber nur ein Vormund oder Pfleger konnte für den Jungen Entscheidungen treffen. Thomas musste zur Schule!

Wie sollten wir die Tante finden? «Vater hat immer von Tante Miechen geredet.» Dies war wohl die Abkürzung von Annemarie. «Sie hat aber auch geheiratet. Irgendwann!» konnte sich der Junge erinnern. «Ich habe auch ein Bild von ihr! Sie steht neben meinem Vater.»

Ich sah mir das Bild an. Die Aufnahme war in einem Fotoatelier gemacht worden. Der Kleidung nach zu urteilen, fand die Aufnahme vor dem Jahre 1918 statt.

«Was weisst du noch von deiner Tante?» fragte ich den Jungen eindringlich. Er überlegte und zog die Nase kraus:

«Mutter erzählte, sie wollte einen Lehrer heiraten. Das könnte auch auf einem Dorf gewesen sein, bei Giessen und so. Da war sie in einem Haushalt tätig.»

«Das ist nicht viel», knurrte ich und rauchte. Aber um Hoffnung entstehen zu lassen, sagte ich: «Ich denke, wir nehmen die Zeitung zur Hilfe.»

Das Thermometer fiel auf minus zehn Grad. Jeden Tag, den ich in den Keller stieg, zählte ich die Briketts und warf ein Auge auf den kleinen Haufen Kohlen. Nur das Holz aus Merzhausen war unsere Rettung.

Der Junge hatte an diesem Wintertag wohl Langeweile und zeigte keine Lust «Halma» oder «Mensch-ärgere-dich-nicht» mitzuspielen. Er wollte in die Stadt gehen.

«Was gibt es da Besonderes?» fragte ich ihn.

«Ich habe Kohlen an der Bahn gesehen. Da will ich schauen. Oft fällt Kohle vom Waggon. Das habe ich auch auf anderen Bahnhöfen gesehen.»

«Du machst dich nur schmutzig», warf Maria ein. «Ich passe schon auf!» Und da er einen lee-

ren Sack haben wollte, gab ich ihm einen. «Aber es wird nicht gestohlen!» hob ich den Zeigefinger.

«Ist doch klar!» kam seine Antwort. Dann ging er in den Wintertag hinaus. Es wurde langsam dunkel.

«Du hättest ihn nicht gehen lassen sollen!» bekam ich von Maria zu hören. Ich zuckte nur die Schultern: «Sammeln ist nicht verboten. Du darfst nicht so ängstlich sein. Der Junge hat sich monatelang herumgetrieben, um seine Eltern zu finden. Der weiss schon, was er tut.»

Maria und ich spielten weiter Halma. Es war schon dunkel, als jemand an die Haustüre klopfte. Es war Thomas, und er trug den Sack auf dem Rücken.

«Ich habe Kohle!» verriet er freudig. Ich nahm ihm den Sack ab. Er war zu einem Drittel gefüllt. Ich schüttete ihn im Keller aus und entdeckte grosse Kohlebrocken.

«Wo hast du die denn her?» fragte ich ihn. – «Die lagen bei den Gleisen», antwortete Thomas. «Da waren noch mehr Jungen, die haben gesucht. Einer wollte mir den Sack abnehmen, aber ich habe ihn vor das Schienbein getreten, da ist er abgehauen.» Ich lachte und schickte ihn ins Bad.

Als ich am nächsten Tag nach Hause kam, öffnete mir schon der Junge und rief: «Maria ist gestürzt!» So etwas hatte ich befürchtet, denn es war auf den Strassen glatt, der Schnee lag auch auf den Gehsteigen und war hart.

Ich machte mir Sorgen. Marias Gesicht war dem Weinen nahe: «Sind die Schmerzen stark?» Sie nickte und zeigte auf das steife Bein. Auf das Knie war sie gestürzt. Das andere Bein sah auch zerschunden aus, aber in ihm waren die Schmerzen nicht so stark zu spüren.

«Wir müssen etwas unternehmen», rief ich Thomas zu. «Maria muss in die Klinik. Und so fort.»

Einen Hausarzt hatte ich bislang nicht benö-

tigt, und der Arzt, der früher kam, wohnte in der Barfüsserstrasse. Das war zu weit.

So half ich Maria in den Pelzmantel, holte den alten grossen Schlitten aus dem Keller, setzte Maria darauf, und so fuhren wir los.

Es war ein harter Weg. Ich war in Schweiss gebadet, als ich den Schlitten über die Brücke am Schülerpark zog. Der Schnee in der Uferstrasse war weich, so war es einfacher, den Schlitten zu ziehen.

Maria wurde in der Chirurgischen Klinik aufgenommen. Ich konnte auch mit dem Aufnahmearzt einige Minuten reden. Er versprach mir, dass bald eine Röntgenaufnahme gefertigt würde. Dann würde der Oberarzt entscheiden, was zu geschehen habe.

Thomas und ich drückten Maria die Hand und versprachen einen baldigen Besuch. Maria sah ängstlich aus: «Nur den Mut nicht verlieren, Maria! Du bist ja nicht alleine!»

Ich küsste Maria auf die Wange und ging. Thomas folgte mir.

Was erledigt werden musste, das unternahm ich endlich: Ich meldete mich, Thomas und Maria bei einer Krankenkasse an.

Unser kleiner Kohlenvorrat war bei den herrschenden Minusgraden schnell verfeuert, trotz sparsamster Anwendung. Ich konnte aber nicht zulassen, dass die Wasserleitungen im Haus eingefroren, das wäre sicher fatal geworden.

So achtete ich darauf, dass keine kalte Luft in das Haus eindrang. Säcke dichteten die Ritze an der Haustüre ab. Die Kellerfenster wurden zugedeckt, und gelüftet wurde nur kurze Zeit. Wärme im Haus war wichtig.

In der Zeitung mehrten sich Berichte, nach denen Wasserrohrbrüche infolge des Frostes eintraten. Menschen gingen in die Wälder und grasten sie nach alten Zweigen ab. Hier und da wurde auch im Stillen aus Not eine Fichte gefällt und

zersägt. Mangel herrschte auch in den Behördenhäusern und den Schulen.

Ich hatte Wind davon bekommen, dass man Kohlen auslud. Das brachte mich schnell auf die Beine. Draussen schneite es, und bleigraue Wolken hingen über den Bergspitzen. Die Kirchs Spitze war von Wolken völlig umhüllt, der Kaiser-Wilhelm-Turm war nicht zu sehen.

Ich holte den Schlitten aus der Waschküche, zwei Säcke klemmte ich mir unter den Arm.

Heute war ein junger Mann im Kontor, Herr Weber war nicht anwesend. So fragte ich ihn: «Was macht denn Ihr Herr Weber? Ist er beurlaubt?»

Der junge Mann hinter der Schranke hatte einen Hang zum Zynismus, er lächelte und schüttelte den Kopf: «Ich dachte, jeder hätte es gelesen. Herr Weber hat doch den Löffel abgegeben. Den hat's erwischt. Lungenentzündung – und weg war er. War ja auch ein wenig zu alt für diesen Job. Beinahe siebzig Jahre!»

Irgendwie fühlte ich etwas Trauer. Ich hatte oft mit Herrn Weber geredet, und die Episode mit den Zigarren hatte ich noch nicht vergessen. Ich fragte den jungen Mann ganz frech: «Wie sieht's mit drei oder vier Zentnern aus?»

Er lachte: «Sie haben Nerven. Ich bin froh, wenn jeder Kunde mit einem Zentner Kohlen abziehen kann. Haben Sie mal überlegt, dass die Kumpel im Kohlenrevier mit hungrigen Mägen das schwarze Gold aus der Erde brechen müssen?»

Ich nickte und nahm meine Camelschachtel aus der Tasche, zog bedächtig eine Zigarette hervor und schnippte mit dem Feuerzeug. Es brannte, den Rauch der Camel blies ich in die Kontorstube.

Der junge Mann schnupperte. «Sie rauchen sicher nicht?» kam meine Frage. Der junge Mann grinste. Ich bot ihm eine Zigarette an, und er nahm sie.

«Nehmen Sie heute Ihren Zentner Kohlen», gab er mir zu verstehen. «Und kommen Sie über

morgen wieder. Ich reserviere Ihnen zwei Zentner. Mehr geht nicht!»

Thomas hatte offensichtlich schlechte Laune, weil ich die Absicht hatte, ihn zur Schule anzu-melden. Er sah mich schief an, blinzelte in das Lampenlicht, sagte aber zunächst nichts.

«Da lernt man doch nichts», deutete er schliesslich an. Ich lachte: «Damals habe ich allerhand gelernt, Thomas. Diese Schulzeit war für mich eine Grundlage für mein Leben.»

Ich begleitete ihn zur Nord-Schule, in die ich früher auch gerne gegangen war.

An der Schulfassade hatte sich nichts geändert seit 1934 – so empfand ich es jedenfalls. Innen gab's noch die geölten Treppen mit den langen hohen Gängen und den riesigen Fenstern.

Es gab immer noch den Terrazzofussboden vor den Klassenzimmern. Das Bild von Bismarck bei Sedan vermisste ich allerdings.

Ich hatte Thomas eine Aktentasche mitgegeben, die einst meinem Vater gehörte. Zwei Scheiben Brot bekam er auch. Aber Wurst fehlte darauf. Mehr war eben nicht zu machen.

Auf dem langen Flur begegnete mir ein ehemaliger Lehrer. Bei ihm hatte ich einst Geschichte-, Erdkunde- und Sportunterricht erhalten.

«Guten Tag, Herr Müntzer!» Wie ich wusste, amtierte er nun als Schulrat. Er sah fast noch so aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte beim Verlassen der Schule.

Jemand hatte mir erzählt, dass man ihn im Jahre 1944 eingezogen hatte. Damals war er Hauptmann für kurze Zeit. Den Krieg 1914/18 hatte er auch mitgemacht. Aber es stand fest, dass er ein Gegner des Nationalsozialismus war. Monate später konnte ich noch einmal mit ihm reden. Er war sehr liberal eingestellt. Als Junge wusste ich das nicht.

«Sie kennen mich?» fragte er.

Ich nickte und musste lächeln. «Einst habe ich dort in dieser Klasse gegessen.

Im Jahre 34 war meine Schulzeit beendet. Bei Ihnen hatten wir auch Schwimmunterricht. Und vor allen Dingen Sport. Es hat mir im Krieg geholfen. Die Knochen waren nicht lahm.»

Müntzer kam auf mich zu und gab mir die Hand. Ich sagte meinen Namen, und er erinnerte sich sogar. Wir redeten einige Minuten, doch dann musste er weiter: Er hatte einen Termin im Rektorzimmer.

Von der Schule eilte ich über die Uferstrasse zur Chirurgie. In meiner Aktentasche trug ich das Gebäck für Maria. Einige Äpfel hatte ich auch mitgenommen.

Obst war ein sehr rarer Artikel. Abgesehen davon war fast nichts zu bekommen. Was Apfelsinen und Bananen betraf, so war schon lange nicht mehr an einen solchen Kauf zu denken. Deren Einfuhr kosteten Devisen, und über die verfügte das Zonengebilde nicht.

Maria lag in einem kleinen Saal. Sie sah blass aus. Ihre Augen leuchteten aber auf, als sie mich bemerkte.

Sie war operiert worden, musste so das Bein noch in Ruhstellung belassen.

Ich gab ihr das Gebäck, und sie freute sich. Auch das Krankenhaus-Essen musste nach den Rationskarten eingerichtet werden.

Da gab es keine Extravaganzen. Alles war wie draussen zugeteilt. Lediglich Magenkranke durften auf eine besondere Diät hoffen.

«Dr. Malkmus sagte mir, ich könne in drei Tagen aufstehen und mich ein wenig bewegen», erzählte Maria. «Er meinte, die generelle Steifheit des Beines sei zwar behoben, aber etwas hinken würde ich wohl immer.»

«Das ist doch nicht schlimm, Maria», sagte ich aufmunternd. «Immerhin wirst du dich besser bewegen können. Es ist ein Fortschritt. Und dann kannst du dich um die Immatrikulation an der Universität bemühen. Du wolltest doch studieren.»

Maria sah mich an: «Ich hatte es mir als Ziel gesetzt, aber ich hatte viel Zeit zum Nachdenken. Jetzt erscheint es mir gar nicht mehr so wichtig.»

Ich nahm ihre Hand und schwieg. Wir redeten noch später einige Worte. Dann verabschiedete ich mich. Die Schwester drängte darauf.

Am Nachmittag eilte ich in die Kasseler Strasse. Dort gab es ein Geschäft, in dem Fisch aufgerufen war. Wie üblich waren Hausfrauen schon früher auf den Beinen als ich. Ich sah eine erträglich aussehende Schlange und stellte mich an.

Die Sonne lugte ein wenig hinter einem Wolkenschleier hervor, doch sie war beileibe nicht in der Lage, Wärme zu spenden.

Es gab Heringe. Ich hatte an Fischfilet gedacht, war aber nicht enttäuscht, denn Heringe mit Zwiebeln konnte man ja auch essen, auch wenn es sich um Salzheringe handelte.

Ich achtete aber darauf, nicht übersehen zu werden. Schliesslich konnte ich durch einen lauten Zuruf der Verkäuferin klarmachen, dass ich an der Reihe war. Ich gab meine Marken ab und bekam drei grosse Fettheringe, von denen noch die Lake tropfte, denn sie kamen aus dem Holzfass.

Es musste wohl ein kleiner Vorteil sein, mit der englischen Zone verbunden zu sein. Man erzählte mir, das Holzfass käme aus Hamburg.

Ich drängte mich aus dem Laden heraus. Kaum war ich auf dem Gehweg, da hörte ich schon Geschrei aus dem Geschäft: Die Heringe waren alle.

Da mussten die Wartenden nach Hause gehen, bis irgendwann wieder einmal ein Fass aus Hamburg in unser Städtchen kam. Das konnte schon zwei Wochen dauern.

Zu Hause angekommen, machte ich mich an die Arbeit, wusch die Heringe und legte sie in Wasser, damit das Salz ein wenig ausgewaschen

wurde. Zur Mittagszeit hatte ich die Fische zerlegt und nach altem Rezept zubereitet.

Als Thomas aus der Schule kam, hob er die Nase an. «Es riecht nach Zwiebeln», rief er. «Und was gibt es Gutes?»

Der Zug in Richtung Biedenkopf, mit dem wir nach Merzhausen zogen, fuhr um 6.13 Uhr. Das war im Winter ein recht früher Morgen. Dazu war es bitterkalt. Wir hatten noch Januar, aber er ging seinem Ende entgegen.

Die Reise nach Merzhausen hatte ich lange verschoben wegen Maria, die wir Tag für Tag besuchten. Aber aus Gründen der Nahrungsmittelknappheit mussten wir doch nach Merzhausen reisen.

Maria konnte mittlerweile an zwei Krücken auf dem Gang der Station wandern. Sie fühlte sich besser, zumal sie das Bein im Kniegelenk mehr bewegen konnte.

Sie ging zwar noch zaghaft, aber das würde sich im Laufe der nächsten Wochen sicher ändern.

Es war nicht viel, was Thomas und ich Maria mitbringen konnten. Blumen waren nicht zu haben, und mit Backwaren haperte es, weil die Rationskarten derlei Luxus einfach nicht zuließen.

Es war schon viel, wenn wir uns hin und wieder ein Wasserbrötchen genehmigten. Das ging aber von der wöchentlichen Brotration von 2000 Gramm ab.

Ich hatte den Zug gewählt, denn bei der Kälte war an eine Radtour nicht zu denken. Thomas freute sich auf die Fahrt, und sah alles mehr als ein Abenteuer an. Die Schule hatte er noch nicht lieben gelernt, und seine Leseleistung war noch nicht besser geworden.

Es gab keinen Sitzplatz im Zug, das war für diese Zeit typisch. Als einziges Verkehrsmittel war der Zug überbelegt.

Es roch nach Menschen und Tabakqualm. Ein Kind plärrte, und die Mutter versuchte, es zu beruhigen.

Es war schwer, in Merzhausen den Ausgang zu erreichen. Das Lastenabteil gewährte den Ein- und Ausstieg nur an den Waggonenden. Da galt es, sich den Platz mit dem Ellenbogen zu erkämpfen.

«Öde Gegend», murmelte Thomas. Aber ich korrigierte ihn:

«Diese Gegend ist sehr reizvoll, wenn Frühjahr und Sommer da sind. Der Winter kann manche Landschaft trist aussehen lassen.»

Im Wohnhaus des Hofes Weiersthaler brannte Licht. Das war ein Zeichen, dass Frau Bertha am Wirken war.

Sie war sehr erfreut, mich zu sehen. Ich stellte ihr Thomas vor, und sie fragte, wo er denn herkäme. Thomas erzählte mit dünnen Worten.

«Ach je!» schlug die Bäuerin beide Hände zusammen, nachdem sie einen Teil der Leidensgeschichte des Jungen vernommen hatte.

Sie freute sich über unsere Hilfe. «Mein Mann, dem geht es wieder schlecht», sagte sie. «Den hat das Rheuma gepackt. Der Doktor aus Wetter war schon da, aber was kann er denn machen? Nun liegt er schon drei Tage im Bett. Der Schweinestall müsste dringend saubergemacht werden, und bei den Kühen muss auch jemand nachsehen. Wir haben ja einen Mann, der hilft, aber der ist auch Invalide.»

«Der Bauer bekommt jetzt jeden Tag Kirschen zu essen», erzählte Frau Bertha. Ich tat erstaunt, aber sie redete weiter: «Das ist ein altes Hausmittel. Meine Mutter hat das bei Rheuma und Gicht gemacht. Das hilft. Sie können es glauben!»

Sie bat uns, am Kaffeetisch Platz zu nehmen. Thomas' Augen gingen hin und her. Vom Handkäse nahm er aber nicht. Der war ihm unbekannt. So wählte er Pflaumenmus, während ich Schmalz und durchwachsenen Speck bevorzugte.

Frau Weierstaler erzählte, dass am Tage viele Leute kämen. «Man weiss gar nicht, aus welchen Gegenden sie anreisen», rief sie.

«Da kamen Leute aus dem Ruhrgebiet, die wollten einen Teppich gegen eine Seite Speck eintauschen. Stellen Sie sich das vor! Einen Teppich! Was sollen wir damit. Im Wohnzimmer haben wir Stragula liegen, was sollen wir da mit einem Teppich? Ein echter Perser, hat er gesagt, der Mann. Mein Gott, wenn wir alles eintauschen wollten. Mein Mann hat gelacht. Ein Klavier wollte eine Frau liefern für zehn Zentner Kartoffeln.»

«Man kann es nicht ändern», sagte ich. «Es werden noch mehr Menschen kommen. Sie hungern fürchterlich in den Städten.»

Thomas und ich begaben uns nach dem Morgenkaffee in den Schweinestall. Da grunzten zehn Jungschweine, und drei Muttersäue beäugten uns. Wir trieben die Schweine erst einmal in freie, saubere Koben. Dann erklärte ich Thomas, was er zu tun habe: Das Ausmisten des Schweinestalles war seine Arbeit.

«Belade den Karren nicht zu hoch», warnte ich Thomas. «Es klappt sonst nicht!» Aber der Junge war voller Tatendrang. «So eine kleine Karre werde ich doch noch schieben können!» rief er aus.

Ich selbst musste Schweinefutter herrichten. Kartoffeln kamen in einen Kessel. Sie waren vorher gewaschen worden. Und dazu kamen zerschnittene Rüben.

Morgen wollte die Bäuerin Zuckerrüben kochen. Sirup sollte hergestellt werden als Brotaufstrich.

Sirup kannte ich. Er schmeckte gut und war besser als der sogenannte Kunsthonig, den man auf Marken kaufen konnte.

Um den Kuhstall sauberzumachen, stand mir eine Schubkarre zur Verfügung. Der Schnee vor dem Stall war bereits festgetreten.

Die Bretter waren eisig von der Jauche, die gefror. Ich ging vorsichtig zu Werke. Heute hatte ich keine Gummistiefel an den Füßen. Meine

Militärstiefel mit der genagelten Sohle taten jetzt bessere Dienste. Die Temperatur draussen lag bei minus 15 Grad.

Manchmal sah ich den Jungen, der sich redlich abmühte. Er wollte es ja so. Er gehörte zu den Typen, die sich nicht gerne etwas schenken lassen.

Dann geschah es doch: Thomas rutschte mit der Karre vom Brett und fiel der Länge nach in den Mist, der vom Karren abgefallen war.

Thomas stand im Schweinestall wie ein begossener Pudel. Mist klebte im Gesicht und an den Händen.

«Nimm's nicht so tragisch», lachte ich. «Das ist mir ähnlich im vorigen Herbst auch passiert. Man rutscht leicht vom Brett ab.»

Ich nahm den Jungen mit in die Waschküche. Mit einem alten Wollappen reinigte ich seine Kleidung. Das Gesicht und die Hände hielt er unter fließendes Wasser.

Am Abend fiel ich müde in das kalte Bett. Thomas schlief im Zimmer nebenan. Er hatte sich noch eine alte Illustrierte geholt und wollte lesen. Um zehn Uhr fiel aber der Strom aus. So musste er ruhen.

Am nächsten Abend machten wir uns zur Abreise bereit. Frau Weierstaler zeigte ihr gutes Herz. Sie hatte die Schuhe gesehen, die Thomas trug. Da ging sie hinauf und brachte ein Paar schwarze Stiefel.

Sie passten dem Jungen. Frau Weierstaler erzählte, dass sie lange im Schrank gestanden hätten. Die Schuhe hatten wohl einst einem Sohn der Weierstalers gehört.

Die Schuhe waren sogar gepflegt. Jemand hatte sie mit Fett eingeschmiert, so dass das Leder noch geschmeidig geblieben war.

Ich hatte mir schon vor Tagen Gedanken darüber gemacht, wie man zu Schuhen für Thomas kommen könnte. So war ich zum Amt gegangen.

Die Sachbearbeiterin nahm meinen Antrag entgegen, erklärte mir jedoch, dass man nicht sagen

könne, ob für den Jungen ein Bezugsschein ausgegeben werde.

Ich erfuhr, dass auf etwa 1'000 Anträge für Schuhe lediglich 60 Bezugsscheine ausgegeben werden konnten.

Für meine Arbeit erhielt ich von der Bäuerin Naturalien: Etwas Speck, Wurst, Brot, etliche schwere gelbe Rüben, um die Kartoffeln zu strecken, und einen kleinen tönernen Topf mit Schmalz.

Und so verabschiedeten wir uns und machten uns auf den Weg zum Bahnhof, aber nicht ohne ein Päckchen amerikanischen Tabak für den kranken Bauern zurückzulassen.

Als wir zurückkamen, lag ein Brief im Kasten. «Von Tante Miechen?» fragte Thomas neugierig.

«Ich glaube schon!» antwortete ich. Mein Blick fiel auf den Absender. In krakeliger Sütterlinschrift war zu lesen: Annemarie Boegel, Fronhausen, Kreis Marburg/Lahn, Lehmkaute 6.

«Na siehst du!» sagte ich laut. «Die Anzeige in der Zeitung war ihr Geld wert. Wir haben es richtig gemacht. Geduld muss man haben.»

Ich öffnete den Brief. Im Umschlag lag ein Stück Papier. Es war aus einem Schulheft herausgerissen. Die Tante teilte mit, dass sie sich freue, wenn Thomas sie besuchte.

Bald darauf machten Thomas und ich uns auf den Weg zum Krankenhaus, um Maria zu sehen.

Ich hatte von einem Laib Brot zwei Scheiben abgeschnitten für Maria. Ich beschmierte sie kräftig mit dem Schmalz aus Merzhausen, im Krankenhaus war bestimmt kein Schmalz zu haben.

Einige Äpfel suchte ich auch aus und packte sie in meine Tasche. Das Brot musste ich mangels Pergamentpapier in Zeitungspapier einwickeln. Maria war munter und lächelte, als wir kamen. Ich hielt ihre schmale Hand ein wenig länger als normal. Sie entzog sie mir nicht.

«Wir haben Mist gefahren», sprudelte Thomas los. «Zwei Tage waren wir fort».

Ich liess den Jungen erzählen und fragte dann: «Wie geht es dir, Maria?»

«Wesentlich besser», sagte sie. «Der Arzt hat mir die Erlaubnis gegeben, etwas auf dem Flur zu gehen. Ich stehe oft an dem grossen Fenster und schaue auf die Strasse. Morgens kann ich sehen, wie die Schulkinder ihren Weg gehen. Die Bäume sehen alle so herrlich weiss aus. Ich muss oft an Walditz denken.»

Marias Augen füllten sich mit Tränen.

Ich gab Maria das Brot und legte die Äpfel auf den Spind. Sie freute sich: «Ich habe in den letzten Tagen viel Hunger gehabt. Vielleicht wachse ich noch?»

Ich lachte leise: «Du hattest Untergewicht, meine Liebe.»

Ich strich über ihren Arm: «Er ist dünn. Du musst wieder kräftiger werden. Wann darfst du gehen?»

«Wenn nichts dazwischenkommt in der nächsten Woche», berichtete Maria. «Ach, ich freue mich darauf, wieder in deinem Haus sein zu dürfen. Das Krankenhaus ist jetzt kein guter Aufenthalt. Ich muss so viel nachdenken. Mit meinen Gedanken bin ich oft in Walditz. Und dann bin ich am Berg im Haus. Dieses Denken macht mich trübsinnig. Ich muss eine Aufgabe haben.»

Es war ein Samstag, als wir die Fahrt nach Fronhausen antraten. Trotzdem war der Zug fast überfüllt. Einen Sitzplatz gab es nicht.

So standen wir in dem schmalen Raum vor den Abteilen. Der Waggon schaukelte, und es war nicht geheizt. Wir waren daher froh, in Fronhausen aussteigen zu können.

Wir gingen ein Stück vom Bahnhof fort in das Dorf hinein. Es war früh am Tag, und es sah so aus, als wolle der Wintertag nicht heller werden. Graue Wolken bedeckten den Himmel, aus denen ein leichter Schnee rieselte.

Ich fragte eine alte Frau, wo die Lehmkaute 6 zu finden sei. Sie zeigte mit der Hand nach Westen: «Gehen Sie die Strasse entlang. Und dann hinter der Eiche rechts ab. Es liegt am Dorfrand. Ein kleines Haus ist es.»

In der Tat war es ein kleines Fachwerkhaus am Hang, an dessen Aussenwänden teilweise der Putz fehlte. Man konnte bereits die Lehmziegel zwischen dem Fachwerk erkennen.

Ich klopfte an der rissigen Türe. Da niemand etwas sagte, öffnete ich sie und betrat einen kalten Flur. Der Boden war mit Steinplatten bedeckt. Es roch nach gekochten Kartoffeln.

Eine Katze huschte an meinen Beinen vorbei, und Thomas blickte mich ratlos an. Vielleicht hatte er mehr erwartet? Was sich hier seinen Augen darbot, gefiel ihm wohl nicht.

Ich klopfte an die Türe zur Küche, und eine Stimme rief «Herein!» Kohldunst schlug uns entgegen. Zwei ältere, grauhaarige Frauen sassen am Tisch und tranken ihren Ersatzkaffee.

Frau Boegel stand auf. Sie war klein und schmal. Vor dem schwarzen Kleid trug sie eine gemusterte Schürze. Ihre Hände zeigten Spuren von Landarbeit.

Sie setzte die Brille hastig auf, die auf dem Tisch mit der gemusterten Wachstuchdecke lag. «Der Thomas! Wie fein!» sagte sie.

Der Junge ging einen Schritt vor. Er nahm die Hand der Frau.

Die alte Frau sah unentwegt auf Thomas. «Er ist ein hübscher grosser Bengel geworden», murmelte sie. «Und seinem Vater sieht er ähnlich.»

«Er ist ja nun ohne Eltern», bemerkte ich. «Bei mir ist er zwar gut aufgehoben, aber Eltern kann ich nicht ersetzen. Wir nahmen an, er könne eine Weile bei Ihnen bleiben, wo Sie doch seine nächste Verwandte sind.»

Frau Boegel schüttelte müde das faltige Gesicht: «Ich würde den Jungen gerne aufnehmen. Aber ich bin jetzt selbst eine Evakuierte. Im Jahre

41 habe ich das letzte Mal etwas von Thomas' Vater gehört. Damals wohnte ich in Giessen. Jetzt besitze ich nicht mehr, als ich vor den Bomben retten konnte. Hier im Haus habe ich nur ein kleines Zimmer. Seit dem Jahre 1944 bin ich hier.»

Frau Boegel erzählte schwerfällig weiter: «1916 bin ich von zu Hause wieder fort, nachdem ich einige Jahre in Berliner Haushalten gearbeitet hatte. Dann kam ich nach Giessen, das war wohl 1918. Mein Bruder war Soldat in Flandern. Zwei Jahre später habe ich den Franz Boegel geheiratet.»

Frau Boegel sass eine Weile nachdenklich und still auf dem Küchenstuhl. Ihr Blick war auf den Tisch gerichtet.

Dann schaute sie mich an und den Jungen: «Dann kam dieser schreckliche Krieg. 1944 fielen die Bomben auf die Stadt, und das kleine Haus von Franz wurde zerstört. Wir wohnten am Stadtrand, nach Lollar zu. Die Bombe fiel in den Garten, und das Haus wurde eine Ruine. So kam ich hierher. Frau Jakob nahm mich auf.»

Der Junge wollte nun wissen, ob sich seine Eltern irgendwann einmal bei der Tante gemeldet hätten. Sie musste verneinen.

Thomas zeigte ein bedrücktes Gesicht. «Es tut mir sehr leid, Junge», bekam er von der Tante zu hören. «Ich bin eine alte und kranke Frau. Es hat mich gefreut, dich zu sehen. Du kannst mich wieder besuchen, wenn du magst. Vielleicht, wenn der Frühling kommt. An manchen Tagen muss ich das Bett hüten. Da leide ich an meinem Rheuma und Ischias.»

Thomas berichtete von den letzten Tagen von Schrimm. Dann mussten wir wieder aufbrechen.

Wir verabschiedeten uns von Frau Boegel. Sie stand noch einen Moment in der Haustüre und winkte.

Das war das letzte, was Thomas von der Tante sah. Sie starb zwei Wochen später. Wir lasen die

Todesanzeige in der Zeitung.

Ich tröstete Thomas: «Sie war eine bedauernswerte alte Frau und hat sicher viel Leid erfahren. Aber ich habe gesehen, dass es ihr Freude bereitete, als sie dich sah. Und es tat ihr wohl, von Schrimm zu hören. So hat sie noch eine angenehme Stunde in ihrem Leben gehabt. Wenn es wärmer ist, fahren wir beide nach Fronhausen und legen Blumen auf ihr Grab.»

Damit war der Junge einverstanden, und ich nahm mir vor, dies nicht zu vergessen.

Maria kam zurück. Thomas und ich standen in der Haustüre und nahmen sie in Empfang. Ein Krankenwagen der Kliniken brachte sie, denn es wäre ihr sonst unmöglich gewesen, das Haus am Berg zu erreichen.

Maria legte ihre beiden Krücken ab und setzte sich auf das Sofa: «Ich bin so froh, dass ich wieder hier bin!»

«Ohne dich war es langweilig», rief Thomas aus. «Und es gab keinen Kuchen!»

Maria lachte. Wenn ihr mir Mehl und die Zutaten besorgt, dann werde ich morgen einen Kuchen backen.

Da lag der Schwarze Peter wieder bei mir. Ich ass gerne ein Stück Kuchen, aber Mehl, Zucker, Eier, Hefe, das waren Dinge, die nicht einfach zu beschaffen waren.

Früher einmal war es die alltäglichste Sache, einen Kuchenteig herzurichten. Im Jahre 1947 gehörte dies zu den schwierigsten Dingen des Tages.

Zwei Tage später kam eine Fürsorgerin des Jugendamtes in mein Haus am Berg. Maria nähte an einem Kleid. Die Nähmaschine gebrauchte sie noch nicht, weil sie erst einmal Kräfte sammeln musste, um das Fusspedal der Maschine treten zu können.

Ich stellte sie der älteren Fürsorgerin vor. Sie gerieten in ein Gespräch über Schlesien. Die Frau

vom Jugendamt kam aus Oppeln, wo sie jahrelang bei der Behörde tätig gewesen war.

Frau Klein fragte mich, ob ich bereit sei, eine vorläufige Vormundschaft zu übernehmen. Da sagte ich nur:

«Ja – und der Junge wird mich als Vormund akzeptieren.»

Eine Woche später stand ich auf dem Gang des Amtsgerichtes in der Universitätsstrasse. Die Kälte hatte nachgelassen, warme Luft kam aus südlichen Gegenden. Das Eis auf der Lahn überzog sich mit dem Wasser des tauenden Schnees.

In meiner rechten Hand trug ich eine Ladung zur Verpflichtung als Vormund.

Schliesslich wurde ich in das Richterzimmer gerufen. Ein Schreibtisch stand in Fensternähe. Darauf gab es eine Tischlampe mit grünem Schirm.

Hinter dem Richter erhoben sich Regale, angefüllt mit Büchern.

Richter Kramer, ein älterer Herr im grauen Knickerbockeranzug, empfing mich. Seine Brille war mit goldenem Rahmen gefasst und verlieh seinem mageren Antlitz den Ausdruck eines Gelehrten. Er mochte Mitte fünfzig sein.

Seine Stimme klang sanft, als er sagte: «Nehmen Sie bitte Platz!»

Er machte mich mit den Pflichten eines vorläufigen Vormundes bekannt: «Ich werde Sie zu einer treuen und gewissenhaften Führung dieses Amtes verpflichten.» Das geschah durch Handschlag.

Richter Kramer machte mich darauf aufmerksam, dass es mein Amt sei, intensiv nach den Eltern des Mündels zu forschen und darüber im jährlich anzufertigenden Bericht dem Gericht Auskunft zu geben.

Am Abend sass Maria neben mir: Ich konnte ihr Gesicht genau erkennen. An Tanja dachte ich gar nicht mehr. «Es könnte ja sein, dass du mich hier nicht mehr haben willst», neckte Maria. «Auf

der Universität gibt es auch viele junge Männer». Ich erhob mich, um Kohlen aufzuwerfen.

Maria hatte mit völlig ernstem Gesicht geredet. So sagte ich mürrisch: «Ich kann dich nicht hinauswerfen, Maria. Das Zimmer ist dir jetzt zugeteilt. Da müssen wir schon noch gemeinsam ausharren, bis du irgendwann eine andere Bleibe findest.»

Ich griff nach einer Zigarette und blickte auf Maria: «Und was die Männer betrifft. Natürlich glaube ich, dass ich für dich nicht die wichtigste Rolle spiele. Männer laufen genug in der Stadt herum. Was bin ich auch als Soldat a.D.?»

Ich setzte mich in einen Sessel und blies den Rauch unter die Decke. Maria stand nun auf und sass plötzlich auf dem Sesselrand: «Was ist, wenn ich erkläre, dass die anderen Männer mich nicht interessieren?»

Das Lachen stand ihr schon fast im Gesicht. Da legte ich meinen Arm um sie: «Wir gäben ein gutes Paar ab», sagte ich. «Ich möchte dich nicht mehr missen. Am liebsten würde ich dich...»

Ich stockte mit meinen Worten, weil ich nichts Dummes sagen wollte. Maria sah mich aber an. Ihr Gesicht war mir nahe, und ich konnte nicht ausweichen.

«Was möchtest du gerne?» Ich strich mit dem Finger über ihre Nase und sagte: «Wenn du es schon wissen willst: Heiraten möchte ich dich.»

Ich glaubte nun, wirklich etwas Dummes gesagt zu haben. Wer heiratete in dieser Zeit, wo noch nicht einmal eine Hochzeitstorte zu bekommen war.

Mein Herz klopfte, als ich Maria küsste. Ich spürte, dass sie mich mochte. So verlobten wir uns nach altem Brauch. Einen Ring aus Silber konnte ich in der Stadt erstehen.

Als wir Thomas von der Verlobung erzählten, sagte er nur: «Ich habe mir gewünscht, dass ihr beide zusammenbleibt. Ich mag euch beide, und ich bin gerne hier im Haus.»

Was die schulischen Leistungen von Thomas betraf, so besserte er sich. Er bekam Anweisung, an jedem Tag etwas zu lesen. Ich gab ihm meine Karl-May-Bücher, und er schmökerte eifrig darin.

Im März war Maria soweit, dass sie die Nähmaschine benutzen konnte. Ihr linkes Bein war durch die Operation wieder beweglich geworden. Sie hinkte zwar noch, aber das war kein Vergleich zu der Steife des Gelenks 1946.

Durch ihre Tätigkeit im Haushalt von Gut Walditz in Schlesien verfügte Maria über allerlei Kenntnisse, die auch Thomas und mir zugutekamen. Es war so ein Problem mit Strümpfen. Sie mussten gestopft werden. In mancher Schublade steckten noch Wollknäuel, die nicht genutzt wurden. Und so hatte Maria immer etwas zum Stricken. Langeweile kam im Haus am Berg nicht auf.

Es war im April, als ich Post von Olga erhielt. Sie hatte sich lange Zeit nicht blicken lassen. Vermissst hatte ich sie nicht, weil ja Maria da war.

Die Briefmarke machte mich stutzig: Da war der amerikanische Adler zu sehen. Die Nachricht meiner Schwester kam aus Columbus im Staate Ohio.

Mein Gott, ich hatte von dieser Stadt nie gehört. Auf der Karte sah ich aber, dass sie sehr ansehnlich sein musste.

Olga teilte mir reichlich trocken mit, dass sie ihren Freund geheiratet habe und in den Staaten bleiben werde: «Jim besitzt eine gutgehende Farm. Man kann noch etwas aus ihr machen...»

Ich musste da allerdings lachen, als ich mir Olga als Farmerin vorstellte. Aber immerhin. Sie hatte ihren Lebensweg gewählt und musste auch die Lasten mittragen.

Frau Schneider hatte ich auch nicht vergessen. Wenn ich Kaffee einhandelte, brachte ich ihr ei-

nige Bohnen. Dafür schenkte sie mir Bücher aus ihrem grossen Bücherschrank. Sie verfügte auch über Nähzeug, davon besass sie noch reichlich in ihrem alten Vertiko.

Sie hatte es schon schwer mit dem Leben, die alte Dame, weil sie schlecht sah und am Krückstock ging. Ich besorgte ihr deshalb auch die Kohlen aus der Kohlenhandlung.

Da fehlte eines Tages der Feuerstein für den Gasanknipser. Frau Schneider half mir aus. Oder die letzte Birne in der Wohnzimmerlampe gab ihren Geist auf. Ich fand Hilfe bei Frau Schneider. Sie hatte reichlich viel Lampen in ihrer Wohnung und konnte auf eine Birne verzichten. Ging es um Garn und Zwirn für die Nähmaschine, so gab Frau Schneider einige Rollen ab.

Es sah auch im Dezember 1947 trübe aus. Trotzdem behielten wir drei im Haus am Berg den Kopf oben. Maria und ich hatten im Sommer in aller Bescheidenheit geheiratet. Kirchlich in St. Elisabeth, und es war verdammt schwer gewesen, die passende Kleidung zu leihen.

Ich hatte für die Hochzeit eine alte Pferdekutsche auftreiben können.

Von Leni erhielten wir sogar ein Geschenk. Ich hatte von dieser Seite nichts erwartet. In einem Karton lagen ein grosses frisches Brot sowie ein Kilo Butter! Beides vom Land.

Da war ich wirklich platt. Und ein Hochzeitsgruss lag bei. Da musste ich doch zu Gerbers gehen und mich bedanken.

Nach dem Sommer des Jahres 47 wurde ich wieder im Bankwesen tätig. Herr Pingelmann hatte mir geschrieben und bat mich um eine Vorgesprache. Ein Mitarbeiter war ausgeschieden. Ich hatte meine Chance.

Erinnerungen von OP-Lesern an «Marburg nach 1945»



Der Marburger Friedrich Unkel schoss im Februar 1945 dieses Bild, das zum Erkennungs-Foto des Sender-Romans wurde. Der Held des Romans kommt nach Kriegsende auf dem Marburger Bahnhof an und schildert den ihm vertrauten Anblick der Häuser auf der gegenüberliegenden Strassenseite, die auf dem Foto deutlich sichtbar sind.

Friedrich Unkel erinnert sich:

«Das Foto entstand unmittelbar nach dem letzten grossen Bombenangriff auf das Bahnhofsviertel. Das war damals ein heikles Unterfangen: Fotografieren von Bombenschäden war streng verboten.

Auf dem Foto sieht man im Hintergrund eine Gruppe meiner Feuerwehr-Kameraden, links von ihnen steht eine transportable Säugpumpe zum Absaugen des Wassers, die nicht in Betrieb war, weil noch auf das Benzin gewartet wurde.»

Die fast 50teilige Serie in der «Oberhessischen Presse»: Marburg nach dem Kriege in Erinnerungen der Leser

Ein kleiner Junge, der in der Ketzerbach einen Parkplatz sucht, lud vom August 1992 bis zum Januar 1993 die Leser der «Oberhessischen Presse» nahezu 50 Mal zur Lektüre der grossen Serie, die fast ausschliesslich von den älteren Lesern selber geschrieben wurde: Erinnerungen in Text und Bild an die Jahre nach dem Krieg – im Anschluss an Jon Senders dokumentarischen Roman «Harte Jahre für Zonenbürger».

Ende der 40er Jahre entstand das Foto des kleinen Jungen Wolfgang Penzler, der später Deutscher Boxmeister wurde und heute in der Nähe von Marburg in Wenkbach lebt. Es ist eines der vielen Bilder, die uns Leser für die Serie zur Verfügung stellten. Wir zeigen eine Auswahl der Bilder und Texte, die wir in der Serie veröffentlichten, auf den nächsten Seiten.

Wir wollten keine vollständige Geschichte der Marburger Nachkriegszeit schreiben, sondern Erzählungen von denen sammeln, die die Geschichte erlebten und erlitten: Marburger berichten vom Tag des Einmarsches der Amerikaner, von ihren Erlebnissen mit den US-Soldaten, über das schwere Los der Kinder, die wie alle anderen Hunger litten; sie erinnern sich an das Erwachen des öffentlichen Lebens in der Universität und der Stadt, an den politischen und kulturellen Neubeginn und den Wiederaufbau der Stadt ebenso wie an die Entnazifizierung als das letzte Kapitel der Nachkriegszeit.



Die Amerikaner 1945 in Marburg: «Uns beeindruckte das komfortable Leben»

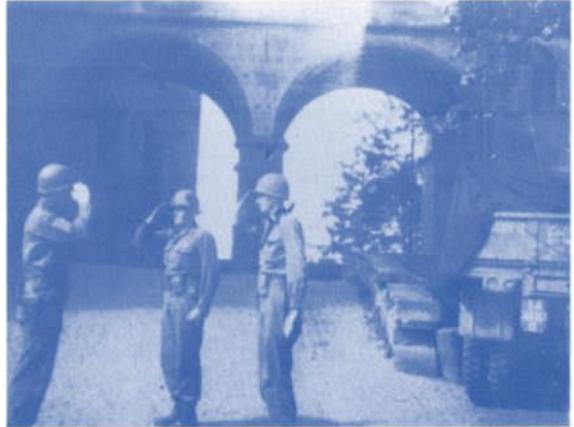
«In der letzten Phase sollten die alliierten Bodentruppen laut Eisenhowers Operationsplan auf breiter Front gegen das Ruhrgebiet, ‚das Herz des Nazitums‘, vorstossen, nachdem sie den Rhein in seinem ganzen Lauf erreicht hatten.

„Mission completed“ (Auftrag ausgeführt) und „No target found“ (Kein Ziel gefunden) melden die Bomberbesatzungen in den letzten Märztagen, und auch im Marburger Raum kann man sich ein Bild davon machen, was ‚Sättigungsbombardement‘ bedeutet.»

Rüdiger Giel aus Steina schrieb diesen Text über das Kriegsende in Marburg und den Einmarsch der Amerikaner. Etwa 1982 begann der Gymnasiallehrer, sich mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu befassen. Er fuhr bis nach Washington, um in amerikanischen Archiven Material zu beschaffen, das sich auf Marburg bezieht, auf Marburg von Mitte April bis Mai 1945.

Er fand auch die Beschreibung von Leutnant Lerner, der als Nachrichtenoffizier für die Abteilung für psychologische Kriegsführung des alliierten Oberkommandos arbeitete:

«Es gibt keine Gesamtschätzung der Zerstörung im besetzten Deutschland, doch der allgemeine Eindruck ist ziemlich klar. In jeder wichtigen Stadt lag die vorläufige amtliche Schätzung der Zerstörungen bei über 75 Prozent. Die grösseren Städte sind fast völlig zerstört, die kleineren, ausserhalb liegenden Gemeinden sind dagegen weitgehend unversehrt. ...



Das Ende des Krieges: Das 309. Infanterieregiment der Amerikaner bezieht Posten vor dem Marburger Schloss. Die Soldaten bewachen wichtige strategische Punkte.



Auch die amerikanischen Soldaten freuen sich über das Ende des Krieges und lächeln in die Kamera für ein Erinnerungsfoto.

Die unauffälligsten Ausnahmen waren Wiesbaden, Marburg und Bonn. Diese Städte sind verhältnismässig wenig zerstört, und überall spriessen Hauptquartiere der rückwärtigen Verbände und Versorgungseinheiten hervor.»

Leutnant Lerner gehört zum PWD, wie die Abteilung verkürzt genannt wird. Der Nachrichtenoffizier hat auch dafür zu sorgen, dass die Marburger informiert werden.

Seit September 1944 wendet sich die amerikanische Armee über Radio Luxemburg an Wehrmacht und Zivilbevölkerung. Anfang April erfahren die Bürger Marburgs, wie es ihrem Landrat und Kreisleiter ergangen ist, seit er die Uniform gewechselt hat: In einem Hörspiel werden die Umstände der Verhaftung des Kreisleiters geschildert.

Für die Marburger ging der Krieg am 28. März zu Ende. Die Stadt wird von der Kampfgruppe Lovelady der 3. Panzerdivision (Spearhead) eingenommen. Die Infanteristen der 104. Division melden:

«35 Meilen nordöstlich der Dill lag die grosse Stadt Marburg – mit 22'000 Einwohnern Sitz des Landkreises Marburg – in dem Lahntal. Die Stadt war berühmt für ihre 1527 gegründete Universität und das wichtige Institut für experimentelle Therapie. Historisch erinnert Marburg an die Religionsgespräche zwischen Luther und Zwingli im Jahre 1529. Seine Industrie besteht hauptsächlich aus der Herstellung von chirurgischen Instrumenten und Seren.»

In der Stadt Marburg sind von Anfang bis Mitte Mai 1945 Teile des 309. Infanterieregiments stationiert. Unter besonderer Bewachung stehen das Museum, die Brauerei, das Staatsarchiv und Gebäude der Militärregierung in der Wilhelmstrasse.

Die 6. Kompanie hat auf dem Schloss Posten bezogen und bewacht strategische Punkte auf dem Bahnhofsgelände und an anderen Stellen.

Soldaten des 654. Topographie-Bataillons, das im Finanzamt sein Hauptquartier bezogen hat, berichten:

«Uns beeindruckte das komfortable Leben, das die Deutschen in den letzten Jahren geführt haben mussten. England war tatsächlich arm. Frankreich und Belgien waren von Armut geplagt. Aber Deutschland hatte alles. Die Menschen waren glatt und fett...»

In Marburg hatten wir die Möglichkeit zum Schwimmen und Bootfahren vor der Haustür. Weiterhin hatten wir unser eigenes Kino, bequeme Räume und die schönen Gärten der Universität. Ausserdem hatten wir gutes belgisches Bier und Rationen erbeuteten deutschen Cognacs.»

Die Besatzer: Erst Plünderungen, dann Pakete mit Kleidern und Lebensmitteln

Am Abend des Einmarsches stand ein amerikanischer Soldat vor Magda Böhlers Haustür! Mit Maschinenpistole im Anschlag forderte er die heiss begehrten Leitz- und Zeiss-Ikon-Kameras von ihr.

«I have no cameras», ich habe keine Kameras, antwortete Magda Böhler ihm. «Daraufhin beschimpfte er mich als deutsches Schwein und verschwand wieder», schildert Magda Böhler, die heute in Cappel lebt, die kritische Situation. Uhren, Kameras und andere deutsche Wertprodukte waren in den ersten Besatzungstagen begehrte Objekte der Amerikaner.

Die nächsten amerikanischen Besucher zur Familie Böhler allerdings kamen in guter Absicht. Häufig besuchte sie ein blonder Hüne von Soldat, der eine deutsche Familie kennenlernen wollte. Nach jedem Besuch liess er Bonbons und andere Süssigkeiten hinter dem Sofakissen zurück. Die Böhlers nannten ihn wegen seines ständigen Lächelns und seiner Freundlichkeit «Sunny Boy».

Eine weitere schlimme Erfahrung blieb Magda Böhler nicht erspart, als ein GI plötzlich im Raume stand und sie sexuell belästigen wollte: «Nur mein sicheres Auftreten hat ihn wieder verschrecken können. Ich machte ihm klar, dass er für Schokolade oder Zigaretten schnell ein Mädchen finden würde.»

Besonders in Erinnerung geblieben ist Magda Böhler eine andere Episode:

Eines Tages traf ein Paket voller Kleidung und Lebensmitteln bei den Böhlers ein, abgesandt von Major Jorgensen aus Massachusetts. Im beiliegenden Brief erklärte der Amerikaner der überraschten Familie, dass er im Laden den jüngsten Sohn der Böhlers gesehen habe. Dies habe ihn an seine eigenen Kinder erinnert. Nun wolle er der Familie helfen.

Von dem Tag an trafen immer wieder Pakete aus den Staaten ein. Als später die Hilfe nicht mehr gebraucht wurde, schickte Familie Böhler die erste Leica, die die Geschäftsleute neu bekamen, an die Familie Jorgensen.

Durch Zufall konnte Magda Böhlers Tochter auf einer Amerika-Reise die Familie Jorgensen ausfindig machen, so dass zwischen den Familien noch heute Kontakt besteht.



Amerikaner und Marburger in der Nachkriegszeit – eine unendliche Geschichte, die Zeitzeugen erzählen können. Dieses Foto schoss OP-Fotograf Heinz Eifert einige Jahre nach Kriegsende. Kurz nach dem Einmarsch der US-Soldaten hätte sich die junge Frau kaum mit einem Fotoapparat in die Öffentlichkeit gewagt. Die Soldaten hatten in den ersten Wochen alle Kameras konfisziert.

Mai 1946: «Der Ausgang der ersten freien Wahl war eine Überraschung»

Nicht die junge christdemokratische Partei, sondern die Liberal-Demokratische Partei (LDP) gewann im Mai 1946 die erste Nachkriegs-Wahl in Marburg, in der die Stadtverordneten-Versammlung von den Bürgern bestimmt wurde. Die «Marburger Presse» kommentierte: «Der Ausgang der ersten freien Wahl nach den Jahren brutaler Diktatur war eine Überraschung.»

Die Wahlbeteiligung lag mit gut 10'000 abgegebenen Stimmen bei etwa 70 Prozent. Die LPD holte über 4'000 Stimmen: Mit 41 Prozent und 11 Sitzen im ersten Stadtparlament liessen die Liberaldemokraten die SPD als zweitstärkste Kraft weit hinter sich. Ein politischer Gegner erkannte an, «dass die Kandidatenliste der LDP am besten Tatkraft, Können und Gemeinsinn» garantierte.

Die SPD-Genossen brachten 28 Prozent der Wähler hinter sich und lagen damit noch um gut vier Prozent besser als die CDU. Die KPD kam erwartungsgemäss nicht zum Zuge. Die Kommunisten erreichten zwar 7 Prozent, doch 1946 benötigte eine Partei 15 Prozent, um ins Parlament einzuziehen.

Die Wahl lief alles andere als ordnungsgemäss ab, und so gab es zahlreiche Anfechtungen. «Hunderte von Wahlberechtigten konnten nicht wählen, weil sie in der Wahlkartei fehlten. Ganze Häuser, Kliniken, Strassen waren vergessen!»

Nicht wählen durften viele ausgebombte und ausquartierte Bürger, die irgendwo ein Notquartier bezogen und sich nicht ordnungsgemäss beim Einwohnermeldeamt umgemeldet hatten.

Die CDU gehörte zu den Wahl-Anfechtern. Hermann Bauer wünschte sich damals in der «Marburger Presse», dass die Einsprüche möglichst schnell bearbeitet würden – denn man müsse gleich an die praktische Arbeit gehen, die da heisse: «Vernünftige Politik im Sinne gesunder Demokratie.»



Die Marburger wählten 1946 Karl-Theodor Bleek zum ersten Oberbürgermeister nach dem Krieg. Unser Bild zeigt ihn (hinten, Mitte) mit dem US-Colonel Kilgore (links).

Dennoch tagten Anfang Juli 1946 erstmals die Stadtverordneten, am Ende des Monats wählten sie Karl-Theodor Bleek (LDP) zum Oberbürgermeister, Georg Gassmann (SPD) zum Bürgermeister und den alten Oberbürgermeister Johannes Müller (CDU) zum Beigeordneten.

Entnazifizierung 1946: «Spruchkammer ist keine Manikür-Anstalt»

Am 30. Juli 1946 trat die Marburger Spruchkammer erstmals zusammen. Kreisverwaltungsdirektor Bromm als Vorsitzender erläuterte zu Beginn der Sitzung die Aufgaben: «Wir haben es mit Menschen zu tun, die den Bazillus in sich tragen, der das deutsche Volk zugrunde gerichtet hat.»

Die Verantwortlichen des Nazi-Terrors sollten zur Rechenschaft gezogen werden, die «Nur-Mitläufer» Gelegenheit erhalten, wieder vollberechtigte Staatsbürger zu werden. «Die Spruchkammer ist keine Manikür-Anstalt, die man mit schmutzigen Händen betritt, um sie mit sauberen zu verlassen», erklärte Bromm.

Mit Nachsicht und Toleranz könne man nicht an die herangehen, «die das deutsche Volk nahezu um seine Existenz gebracht haben. Wir müssen daran denken, dass wir Exponenten jenes Systems vor uns haben, das jeden Andersdenkenden mit Grausamkeit vernichtete».

Ein Handwerksmeister aus dem Marburger Raum, der seit 1933 NSDAP-Mitglied war, stand als erster vor Gericht. Er habe sich als «fanatischer Nazi und erbitterter Judenfeind» gezeigt. Politische Gegner habe er bedroht und diffamiert.

Der Beschuldigte behauptete, sich nie politisch betätigt zu haben. Mehrere Stunden lang wurden Zeugen vernommen. Eine grosse Anzahl von ihnen bestätigte, dass der Handwerksmeister Juden grundlos, beziehungsweise «aus Verhetzung» verfolgte.

Eindruck machte vor allem die Aussage von Heinemann Israel, der im Konzentrationslager gelitten hatte. 31 seiner Verwandten waren ums Leben gekommen.

Der jüdische Zeuge berichtete, dass er in seinem Dorf im besten Einvernehmen mit der Bevölkerung gelebt habe und auch im Dritten Reich im Allgemeinen nicht belästigt worden sei.

Nur der Angeklagte habe ihn mehrmals bedroht. Heinemann Israel berichtete: «Einmal hat er mich auf der Landstrasse etwa 100 Meter mit erhobener Luft-

Grosshessisches Staatsministerium
Der Minister für Wiederaufbau und politische Befreiung.
Der Öffentliche Kläger bei der Spruchkammer
..... XX ... ^Arburg/ötedt

..jaarbur g... issn . . 21...ss>.46.....
• ukv- v' S i
1 *

20.8.46
Aktenzeichen :Beschluss vom;
In Sachen gegen^ehraint.s.b.e.wer. Ver
.....;..... i wird
das Verfahren gem. Art 33 Abs.5 do's Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. 3. 1946
eingestellt.
da er — SIK — CDKXCtaüJECallÖKKXIBSMaK — entlastet ist
Gründe:
Der getroffene war Mitglied der von Febr. 1936 — 1944 — «charftubrer 8^Monate. —, Anwärter der üaXiAr seit' 1943 und' HöK/Lr-seit dull 1943.
Her Betroffene ist am 3o.1.1^26 geboren und fällt somit unter Jugbhdammstie.
Das Verfahren wird eingestellt.

Eine Mitteilung des Grosshessischen Staatsministeriums vom August 1946: Das Verfahren gegen einen Marburger Lehramtsbewerber wird eingestellt.

pumpe oder Schraubenschlüssel verfolgt und gerufen: Jetzt musst Du sterben, Saujud! Nur weil Leute vom Feld kamen, hat er von mir abgelassen.»

Der Zeuge erzählte, sein Sohn sei im Konzentrationslager umgekommen, weil er wegen der Nachstellungen des Angeklagten das Dorf habe verlassen müssen. Der Sohn hätte sonst Aussicht gehabt, am Leben zu bleiben.

Das Gericht reihte den Angeklagten in seinem Urteilsspruch in der Gruppe II, als «Belasteten», ein. Als Sühne sollten Teile seines Vermögens eingezogen werden: Haus mit Hofraum und die vollständigen Betriebsräume, die Hälfte des sonstigen Grundvermögens und 10'000 Reichsmark seines Grundvermögens.

Harte Kindheit nach dem Krieg: «Wir haben geklaut, wo wir nur konnten»

Die Kindheit in der Nachkriegszeit war hart, oft aber auch abenteuerlich. «Wir haben geklaut, wo man nur konnte.» Diesen Satz bekommt oft zu hören, wer sich mit Zeitzeugen unterhält, die bei Kriegsende noch Kinder waren.

Die Jungen und Mädchen hatten keine Angst vor den Amerikanern, weil sie als kinderfreundlich galten, die Süßigkeiten und «Chewing Gum», Kaugummi, verschenkten.

«Abenteurgeist war dabei, die Not und der Selbsterhaltungstrieb: Alles ist einem egal», berichtet ein Marburger, der 1945 knapp 10 Jahre alt war und sich an gefährliche Spielereien mit Waffen erinnert. «Eier-Handgranaten haben wir geworfen und mit Panzerfäusten Hütchen vom Sockel geholt.»

Eine Gruppe von Kindern ahmte sogar die «Schwarze Hand» nach. So wurde 1946/47 eine Bande aus Marburg genannt, die besonders in der weiteren Umgebung, in Bad Berleburg und Bad Laasphe, Züge anhielt und ausraubte.

Im Winter 1946 warteten auch die Marburger Kinder, die meisten zwischen 14 und 15 Jahre alt, auf Züge – nach dem Vorbild der Grossen. Versteckt hielten sie sich in gemauerten Durchgängen. Die Züge, auf die sie es abgesehen hatten, mussten vor dem Hauptbahnhof anhalten und das Signal zur Einfahrt abwarten.

«Das waren lange Züge. Aus den mittleren Waggons haben wir die Fresserei herausgeholt, das ging gut, denn die Strecke war nicht vollständig einzusehen.» Der Jüngste wartete mit dem Schlitten auf den Abtransport.

Wie die «Schwarze Hand» hinterliessen die Kinder mit ihren russgeschwärzten Handschuhen Abdrücke auf den Waggons.

Die Not hielt bis 1948 an. In der Familie richtete sich die Aufmerksamkeit vor allem auf die Jüngsten, erzählt ein Marburger. So bekam die 1945 geborene kleine Schwester am meisten: Geriebene Äpfel und Kartoffeln.

«Wir Grösseren haben uns irgendwie durchgeschlagen.» Doch verklären möchte der Marburger nicht die Jahre nach dem Krieg: «Das waren bitterböse Zeiten. Ich möchte nicht, dass das einer noch einmal durchmachen muss.»

Ellen Schwiers: Ich war gern in Marburg Die Zeit war schlimm, nicht Marburg

Die Schauspielerin Ellen Schwiers begann ihre Karriere nach dem Krieg in Marburg. In einem OP-Gespräch erinnerte sich die heute bei Starnberg lebende Künstlerin an die Jahre 1945 bis 1947.

Als mittelloser Flüchtling kam die 15jährige Ellen Schwiers mit ihrer Mutter zu Kriegsende von Berlin nach Marburg, wo sie «sehr, sehr hungern» musste. Trotzdem überwiegen die positiven Eindrücke der Elisabethschülerin: «Ich war gerne in Marburg. Die Zeit war schlimm, nicht Marburg.»

Eigentlich wollte Ellen Schwiers studieren, doch ein wunderschönes Foto wurde für sie zum Sprungbrett für eine steile Künstlerkarriere.

OP: *Haben Sie noch viele Erinnerungen an Marburg?*

Ellen Schwiers: Aber sicher, hier bin ich zur Schule gegangen, zur Tanzstunde bei Elly Koll und zum ersten Reitunterricht. An der Marburger Universität habe ich viele Vorlesungen gehört, in Marburg habe ich bei der Schauspielgruppe meines Vaters Lutz Schwiers das erste Mal Theaterluft geschnuppert – und hier habe ich meine erste Liebe kennengelernt.

OP: *Was hat Sie nach Marburg verschlagen?*

Ellen Schwiers: Viele Umwege – das ist eine lange Geschichte. Mein Vater war im Krieg. Meine Mutter, ihre Schwester und mit mir fünf Kinder flohen von Oberschlesien über Paradies – der Ort hiess kurioserweise wirklich so – und Berlin nach Marburg. Die Cousine meiner Mutter wohnte in der Deutschhausstrasse 36.

OP: *War das Ihre Rettung?*

Ellen Schwiers: Man muss sich vorstellen, dass wir nichts mehr besaßen, als wir ankamen – nicht mehr als das Schwarze unter den Nägeln. Wir hatten rein gar nichts zu tauschen. Ich habe gebettelt und sehr, sehr gehungert.



Die 1930 geborene Ellen Schwiers lebte von 1945 bis 1947 in Marburg; heute leitet sie ein Tournée-theater. Unser Foto zeigt sie als schöne und leichtfertige Abenteuerin Korinna in der Verfilmung von Conrad Ferdinand Meyers Novelle «Gustav Adolfs Page».

OP: *Ihre erste Zeit in Marburg stand also unter keinem guten Stern?*

Ellen Schwiers: Ja, diese Zeit war grauenvoll. Nach dem Bombenalarm wollte meine Tante mit sieben Kindern hinauf auf den Bismarckturm, doch wir gerieten in den Bombenangriff aufs Kliniksviertel. Im Müllerschen Institut fanden wir Unterschlupf. Alles kam furchtbar zu Schaden, nur dieses Gebäude ausgerechnet nicht.

OP: *Wo waren Sie beim Einmarsch der Amerikaner?*

Ellen Schwiers: Wir wurden nach Lohra evakuiert. Auf dem kleinen Hof dort habe ich Unglaubliches erlebt, das mich bis heute festhält. Es war Vollmond, ich schaute auf zum Himmel. Plötzlich ging durch den Mond hindurch ein Lichtkreuz: zwei riesige Balken, am Ende ausgefranst, die den Mond wie eine Monstranz erscheinen liessen. Die Himmelserscheinung blieb über eine Stunde lang. Tausende haben sie gesehen. Ein Bauer sagte: «Unter diesem Zeichen sollst du siegen.»

OP: *Was haben Sie darin gesehen?*

Ellen Schwiers: Mit Sicherheit ein Zeichen, das für mich grosse Bedeutung hat. Ich schaue noch heute oft zum Himmel, aber die Erscheinung habe ich nie wieder gesehen.

OP: *Sie haben in Marburg überlebt. Was verbinden Sie mit der Stadt?*

Ellen Schwiers: Sehr viel, ich war gerne dort in Marburg. In keiner anderen Stadt gab es damals geistig so viel zu erleben.

OP: *Was zum Beispiel?*

Ellen Schwiers: Es war eine lebhaft und sehr aufregende Zeit. Ich wollte studieren und war Gasthörerin: Von der Theaterwissenschaft bis zur Medizin hat mich alles interessiert.

OP: *Aber Sie wurden Schauspielerin und Marburg wurde für Sie zum Sprungbrett für eine steile Künstlerkarriere.*

Ellen Schwiers: In Marburg habe ich klein angefangen: als Elevin und Souffleuse.

OP: *Und wie schafften Sie als junge Frau den Sprung zum Film?*

Ellen Schwiers: Sprung ist gut. Die Bavaria-Filmstudios wurden wieder aufgebaut. An alle Bühnen wurden Schreiben geschickt, man erstelle eine Künstlerkartei, jeder solle sich bewerben.

OP: *Aber Sie waren noch gar keine Schauspielerin.*

Ellen Schwiers: Die Kollegen sagten, auch ich solle mich bewerben. Es gab ein wunderbares Foto von mir, das zu der Zeit auch in Marburg als Kinoreklame in den Schaufenstern hing. Das schickte ich ein und war nachher die einzige von allen, die Antwort erhielt. Ich bin zu Probeaufnahmen nach München getrampt. Mit 18 Jahren bekam ich im Januar 1949 meine erste Rolle.

OP: *Ihr Talent haben Sie aber offenbar schon früher ausgespielt. Mitschülerinnen in der Elisabethschule erzählten 1949 bewundernd von Ihrer Fähigkeit, immer gerade im richtigen Augenblick in unglaublich echte Tränen auszubrechen, um damit die Lehrer umzustimmen.*

Ellen Schwiers: Das stimmt sicher, das ist mir nicht schwergefallen. Mein Vater hat immer gesagt: Du musst auf Anhieb lachen und weinen können. Das habe ich beherzigt.

Aus den Erinnerungen an Helene Wolff: Gartenarbeit und Bettelgänge aufs Dorf

Auf dem Rasen wurden Kartoffeln gepflanzt, in den Wäldern rund um Marburg Brombeeren oder Pilze gesammelt: so erlebte eine Marburgerin, die in der Deutschhausstrasse wohnte, den Sommer 1945. Für ihre Kinder schrieb sie das Leben ihrer Mutter Helene Wolff auf, die von 1954 bis 1960 Stadtverordnete war:

«Wie in den vergangenen Jahren nahm auch in diesem Nachkriegssommer 1945 die Gartenarbeit einen grossen Raum in Helenes Tageslauf ein. Die Lebensmittelzuteilungen waren nach dem Einzug der Amerikaner herabgesetzt worden, und Helene verbrachte mit Mutter und Tochter viel Zeit, um aus dem Garten herauszuholen, was nur möglich war. Der letzte Rest des Rasens wurde umgegraben, um Kartoffeln zu pflanzen.

Samen und Pflanzgut konnte man bei geduldigem Anstehen und mit viel Lauferei in kleinen Mengen noch erlangen. An vielen Nachmittagen wanderten Helene und L. in die Wälder von Marburgs Umgebung und sammelten Brombeeren, Holunderbeeren, Heidelbeeren, Hagebutten und im Spätsommer Pilze. Wenn sie nichts fanden, brachten sie wenigstens Kleinholz, Reisig und Kienäpfel mit.

Einmal, im Oktober 1945, wagte Helene es, mit ihrer Tochter ihren ehemaligen Kartoffellieferanten aufzusuchen. Es war ein langer und mühsamer Weg nach Michelbach mit dem kleinen Handwägelchen. Helene bat den Bauern um ein paar Kartoffeln, etwas Kohl oder ein bisschen Milch. Der Bauer lachte nur höhnisch, sagte: ‚Wenn Sie mir einen Sack Zucker bringen, können Sie ein paar Kartoffeln haben!‘

Bei einem anderen Bettelgang aufs Dorf hatten die beiden dann aber doch noch Glück: Sie bekamen einen Korb voll Zuckerrüben. In dreitägiger Arbeit wurden die Rüben ausgewaschen, geschält, geschnitzelt und in einer geliehenen Presse ausgepresst.

Der Saft wurde im grossen Waschkessel im Keller zum Kochen gebracht. Er sollte so eingedickt werden,

dass Rübensirup daraus entstand, der als Brotaufstrich verwandt werden sollte. Leider brannte der kostbare Saft trotz eifrigen Rührens an, und der dringend benötigte Kalorienspender war ziemlich verdorben.

Er wurde aber auch mit brenzligem Beigeschmack gegessen. Man war schon seit Jahren ohne Süssigkeiten und so ausgehungert nach Süssem, dass man es hin nahm. Schokolade war ein Fremdwort geworden, man hatte sie seit mindestens fünf Jahren nicht mehr gegessen.»

Ein junger Familienvater schlägt sich durch: «Nachts lag ich wach herum»

Nach dem Krieg wieder auf die Füsse zu kommen, war für manchen Marburger ein hartes Geschäft. Der gebürtige Berliner Klaus Ehlebrecht erinnert sich:

«Es gab keine Perspektiven für mich. Ich war nichts, nur ein abgebrochener Student.» Sein Vater, «ein gelernter Preusse», hatte den 16jährigen zur Waffen-SS geschickt. Als Kriegsfreiwilliger zog Ehlebrecht 1940 mit 17 Jahren in den Krieg, im Jahr darauf wurde er bei Dermiansk verwundet.

Nach dem Lazarett-Aufenthalt, wo er sein Abitur nachholte, wurde der verwundete junge Mann 1943 zum Medizin-Studium nach Giessen, im Winter 1943 nach Marburg «kommandiert».

Wiederholt musste Klaus Ehlebrecht, mittlerweile verheiratet und Vater eines Kindes, wegen seiner Verwundung in ärztliche Behandlung – so auch beim Einmarsch der Amerikaner im März 1945, den er im Diakonissen-Lazarett in Wehrda erlebte.

Wegen Bombengefahr musste seine Frau nach dem Krieg mit ihren zwei Kindern das selbstgebaute Behelfsheim am Wehrdaer Weg verlassen. Klaus Ehlebrecht selbst kam als lagerhafter Verletzter in Kriegsgefangenschaft – zunächst nach Korbach, später nach Hessisch-Lichtenau und Babenhausen.

Die Verpflegung dort war verhältnismässig gut. «Im Vergleich zu anderen Lagern war Korbach geradezu ein Sanatorium. Schrecklich war jedoch die ganze Ungewissheit; vielleicht musste man ja 25 Jahre lang in Haft bleiben, wie Eisenhower damals drohte.»

Im Mai 1946 wurde Klaus Ehlebrecht aus der Gefangenschaft entlassen: «Ich hatte eine Frau und 2 Kinder, war schwerbehindert und hatte ein angefangenes Studium, das war alles.»

Die Familie kehrte samt der Schwiegermutter aus Berlin in das 19 Quadratmeter grosse Behelfsheim im Wehrdaer Weg zurück. «Doch wovon sollten wir leben?»

Klaus Ehlebrecht wurde zum Schmuckexperten, mit «Amerikanerhandel» schlug er sich und seine Familie durch. Nachbarn vertrauten ihm Schmuck und

Nippes an, welchen er den amerikanischen Soldaten gegen Zigaretten anbot. Die Zigaretten wiederum liessen sich gegen Lebensmittel tauschen.

Zunächst ging der junge Familienvater von Haus zu Haus, später hatte er seinen festen Kundenkreis. «Ein knallhartes Geschäft», erinnert sich Ehlebrecht, der mit einer Körpergrösse von 1,86 etwa 52 Kilogramm wog.

Eine lange, nur schriftlich geführte Auseinandersetzung mit der Spruchkammer begann 1947. Ohne Verhandlung wurde Ehlebrecht als Mitläufer eingestuft, er legte viermal Widerspruch ein. Als Mitläufer konnte er nirgendwo sein abgebrochenes Studium fortsetzen.

«Ich wurde dazu verurteilt, nur unselbständige Arbeit anzunehmen, weil ich noch nicht entnazifiziert war.» 1948 musste Ehlebrecht stempeln gehen, seine Familie lebte von 120 D-Mark im Monat. «Nachts lag ich wach herum: Was machst du bloss?»

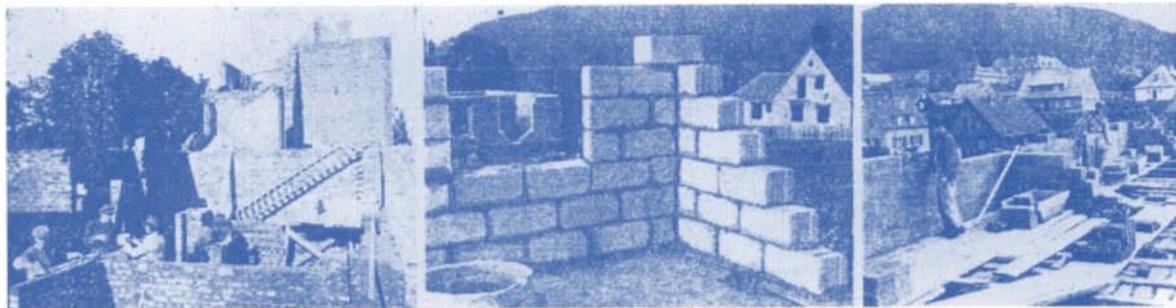
Klaus Ehlebrecht machte sich sein Schülerhobby zunutze: die Fotografie. Umstandslos bekam er einen Gewerbeschein und arbeitete 1949 als freier «Wanderfotograf».

An seinen ersten Auftrag erinnert er sich noch genau: Beim Karneval in Oberrospe 1949 verkaufte er 3 Postkarten für 4 Mark.

Ende des Jahres gab die Einweisungsbehörde der Familie endlich eine Wohnung in Weidenhausen. Wasser musste sie vom Hof in den 2. Stock holen, denn der Nachbar liess die Neulinge nicht an seine Wasserleitung und auch nicht an seine selbst produzierten Waffeln heran. «Solidarität in der Not habe ich damals kaum erlebt.»

Auf eine Anzeige von Gerti Estor hin wurde Klaus Ehlebrecht 1950 für 200 Mark angestellter Geschäftsführer und Teilhaber ihres Fotogeschäfts in den Steinweg-Sälen, dem heutigen Kinogebäude. Drei Jahre später übernahm er das Geschäft. Die Möglichkeit zu studieren kam 1951 für ihn zu spät.

Wohnungsnot in Marburg, das von 28'000 auf 42'000 Einwohner wuchs



Die Bautätigkeit in Marburg 1949 zeigen die Fotos aus der «Marburger Presse»: Wiederaufbau beim Spar- und Bauverein im Afföller, bei der Siedlungsgemeinschaft «Selbsthilfe» am Hansenhaus und bei städtischen Bauvorhaben in der Andréstrasse.



Neubauten 1949 in Marburg: Die Barackensiedlung in der Knutzbach an der Grossseelheimer Strasse. Das neugebaute Privathaus in der Werderstrasse / Ecke Trojedamm wurde im November 1949 bezogen. Im gleichen Monat waren die Geschäfts- und Wohnräume der Konditorei Vetter am Südbahnhof bezugsfähig.

Der Wiederaufbau war eine der wichtigsten, aber auch mühsamsten Aufgaben nach dem Krieg. Schäden beklagten die Marburger vor allem durch die Bombenangriffe auf die Nordstadt zwischen der Elisabethstrasse / Wehrdaer Weg bis zur Bahnhofsbücke: 78 Gebäude waren getroffen, 21 von ihnen völlig zerstört.

Im Juni 1946 waren 12 der 21 Gebäude teilweise und 9 vollständig von Trümmern befreit; bei 3 Häusern war binnen eines Jahres der Wiederaufbau begonnen worden, ein Neubau wurde hochgezogen.

Die Dächer der damaligen Hauptpost in der Bahnhofstrasse, des Chemischen Instituts und von sechs

grossen Wohnhäusern waren vollständig ausgebrannt. Auch diese Schäden mussten behoben werden.

Das schöne alte Hotel «Europäischer Hof» war zu zwei Dritteln zerstört. Im Juni 1946 war das Dach bereits wieder repariert und der Restaurantbetrieb wieder aufgenommen worden.

Längere Zeit benötigte das «städtebaulich und architektonisch so unerfreuliche Eckhaus Elisabethstrasse / Bahnhofstrasse», wie die Marburger Presse damals schrieb.

Grosse Schäden entstanden ausser in der Rosenstrasse auch im Wehrdaer Weg, die Häuser an der

Bergseite waren fast alle betroffen. Die Lotzsche-Mühle war halb zerstört.

Das Südviertel dagegen war bei den Angriffen auf Marburg glimpflich davongekommen. Abgesehen von zahlreichen Dach-, Putz- und Fensterschäden erlitten nur 23 Häuser grössere Schäden: Drei wurden vollständig zerstört, eines war ausgebrannt.

Der Beginn der Maurerarbeiten im Südviertel war erst im August 1945 möglich, weil bis dahin auf Anordnung der Militärregierung alle Arbeitskräfte des Baugewerbes die Schäden an Wasserleitungen, dem Kanalnetz sowie an Hauptpost, Kliniken und Bahnhof beheben mussten.

Gut drei Jahre später zog Baustadtrat Helmut Kessner in der «Marburger Presse» eine Zwischenbilanz zum Wohnungsbau in Marburg:

Die Bevölkerung Marburgs war innerhalb von zehn Jahren bis 1949 von 28'000 auf rund 42'000 Einwohner gestiegen. 1939 standen 7'200 Wohnungen zur Verfügung, im Januar 1949 waren es nach Wiederherstellung des Hauptteils der Bombenschäden und nach einigen Neubauten 6'540. Davon waren noch im November 1949 fast 300 von den Besatzungstruppen beschlagnahmt.

Wenn 1939 noch 4 Menschen sich eine Wohnung teilten, so waren es 10 Jahre später durchschnittlich knapp 7.

Etwa 2'000 Familien suchten Ende 1949 eine Wohnung. Stadtbaurat Kessner errechnete, dass zusätzlich 10'500 Wohnungen benötigt würden, damit auf 4 Einwohner eine Wohnung komme.

150 Wohnungen wurden 1949 neu gebaut. Einen grossen Anteil hatte der Marburger Bau- und Sparverein, der seine 259 Wohnungen, zum Beispiel im Afföller, bis 1950 wieder herrichtete. Die Siedlungsgemeinschaft Selbsthilfe baute Ende der 40er Jahre vor allem am Hansenhaus.

In der Knutzbach baute die Stadt 1949 Baracken als Wohnungen für 9 Familien, kurz vor der Vollendung stand damals auch das Siebenfamilien-Haus in der Andréstrasse.

Berufswunsch Arzt 1947 – Der Vater sagte nur noch: «Willste verhungern?»

Ein Wiedersehen feierten im September 1992 ehemalige Medizinstudenten, die 1947 ihr Studium in Marburg begannen. Von 30 Erstsemestern des Septembers 1947 trafen sich 13 an ihrem Studienort in Marburg wieder.

«Ich landete als Kriegsgefangener in Marburg, bevor ich mit dem Studium begann», erklärte der in Ruhestand lebende Professor Hübner (66) aus München. «Als ich meinem Vater mitteilte, dass ich Arzt werden wollte, sagte er nur noch: ‚Willste verhungern?‘» Ein Medizinstudium habe grosse Anstrengung und Armut bedeutet.

Studenten wohnten damals in Familien, denn es gab keine Wohnheime. Ein Zimmer kostete zwischen 20 und 50 Mark – viel für damalige Verhältnisse.

Der Semesteranfang war zeitig, damit das Semester in der kalten Jahreszeit früh beendet war. Weihnachten war bereits Schluss!

Das Studium dauerte 10 Semester, 5 Jahre, das war Mindeststudienzeit, und mehr war nicht drin, erzählte Hübner. Seine Devise lautete: «Es kann nur mit Anstrengung vorangehen.»

So schwierig die Zeit auch gewesen sei, umso besser waren die Professoren. «Die Vorlesungen waren richtig spannend. Ich habe mir mein Klappstühlchen mitgenommen, weil es keine Sitzplätze mehr gab.»

Der Student der Nachkriegszeit blickt gerührt zurück: «Die Profs waren nicht unnahbar wie heute, sie waren hilfsbereit und richtig väterlich zu uns, besonders während der Examenszeit.»

Und wie sah eine Bewerbung aus? Professor Hübner holt aus: «Man musste sich persönlich beim Professor vorstellen. Die erste Frage war: Ist Ihr Vater Arzt? Die zweite: Ist Ihr Vater Arzt in Hessen? Die erste konnte ich bejahen, die zweite nicht. So rettete ich mich, indem mir mein Laborchef ein Zeugnis ausstellte.»

Die Gruppe der Ehemaligen war sich einig: «Es waren eine schöne Zeit und ein schönes Studium».

Manch einer, wie der Pathologe Hübner, fand auch seine Frau fürs Leben in Marburg.

Nach Hübners Erinnerung kannten sich die meisten schon vor dem Studium oder lernten sich schnell kennen. «Es gab keine Bücher, alles musste mitgeschrieben werden», bemerkte seine Ehefrau.

Andere fallen ihr ins Wort: «Es gab auch keine Ablenkung, keine Discos, kein Fernsehen. Abends hat man gelernt oder Sport getrieben.»

«Schlächter von Lyon» tauchte 1946 in Marburg unter und lebte komfortabel

Vom Frühjahr bis August 1946 tauchte der als «Schlächter von Lyon» bekannt gewordene Klaus Barbie für einige Monate in Marburg unter. Er organisierte eine «Widerstandsbewegung», die aus alten Nationalsozialisten bestand, ehe er einige Jahre später zum amerikanischen Geheimdienst überlief und nach Bolivien ging.

Dem Kriegsverbrecher wird die Ermordung von 11'000 französischen Juden und Widerstandskämpfern zur Last gelegt. Er ist Hauptfigur in Tom Bowers Buch über Klaus Barbie aus dem Jahre 1984.

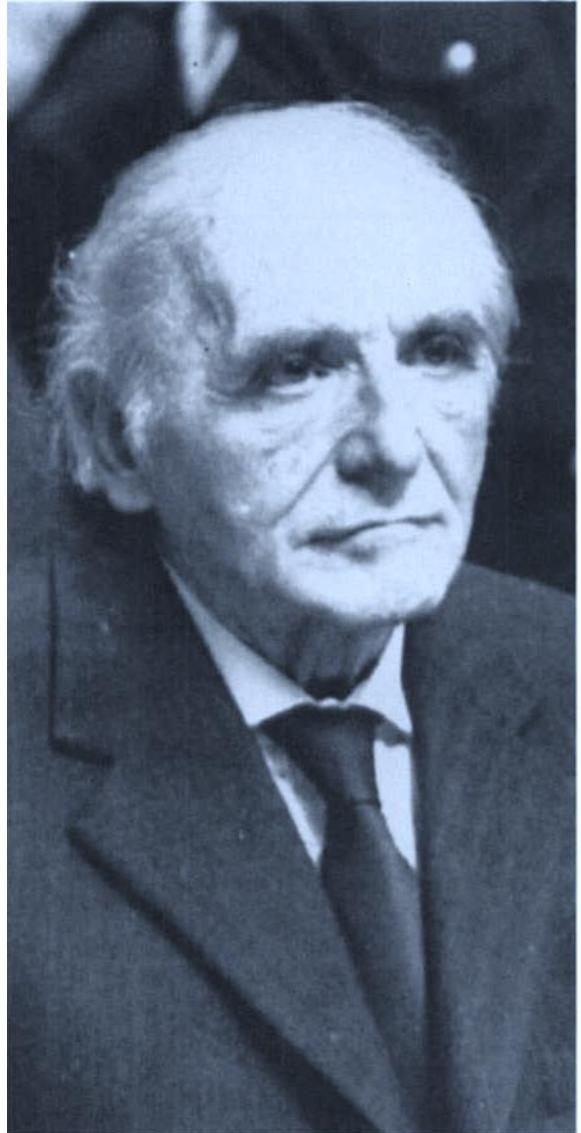
Der Brite Bower, Leiter der politischen BBC-Sendung «Panorama», geht in seinem Buch auf Barbies Marburger Zeit ein: Über Trier kam Barbie in die Universitätsstadt, wo er in einem Haus in der Barfüsserstrasse bei einem «überzeugten Nazi» wohnte, der sich schon 1930 der NSDAP und der SA angeschlossen hatte.

Er besorgte sich den Namen eines Untermieters, Hans Becker, und blieb unerkannt. Als Mertens oder Martens schrieb er sich an der Universität ein. Der damals 36jährige Nationalsozialist führte «in Marburg ein für damalige Verhältnisse recht komfortables Leben».

Barbie muss auf dem Schwarzmarkt mitgemischt und sich als Fälscher betätigt haben. Er konspirierte mit ehemaligen SS-Offizieren und stieg bald zum Chef der neuen Organisation auf.

Die amerikanischen CIA-Geheimdienstler waren Barbie aber auf der Spur. Enttarnt wurde Barbie Ende August 1946 aufgrund der Hinweise eines britischen Agenten. Bower schreibt:

«Ein amerikanischer Soldat in einem Jeep der US-Army hielt auf offener Strasse in der Nähe der Universität an und forderte ihn auf, einzusteigen. Als dem Wagen in der Nähe der Post eine Strassenbahn entgegenfuhr, sprang er hinaus und versteckte sich bis zum nächsten Tag in einem Taubenschlag. Barbie setzte daraufhin seine Flucht fort, die im Februar 1983 mit seiner Festnahme endete.»



Klaus Barbie wohnte 1946 in Marburg. Unser Foto zeigt den ehemaligen Gestapo-Chef während einer Gerichtsverhandlung in Lyon im Mai 1987; im Gefängnis-Krankenhaus Lyon starb der Nazi-Verbrecher am 25. September 1991 an Blutkrebs.



Jon A. Sender wurde im Sommer 1927 in einem Mietshaus an der Alten Kasseler Straße im Marburger Bahnhofsviertel geboren. In sein Gedächtnis gruben sich ein: Hitlerjugend und Bombennächte, der Schlaf als 18jähriger Kriegsgefangener in der Bretagne, der Hunger in der Nachkriegszeit. Um seinen Kindern, die den Wohlstand erlebten, eine Vorstellung vom Leben in schwierigen Zeiten zu geben, schrieb er seine Familienchronik – zuerst „Hunger, Trommeln, Fanfaren und Bomben“ als Roman einer Marburger Familie von der Weimarer Republik bis zum Kriegsende.

Jon A. Sender kam im Mai 1946 aus französischer Kriegsgefangenschaft nach Marburg zurück. Nach 2 Jahren Arbeitslosigkeit fand er eine Stelle beim Wolfhagener Amtsgericht, wo er bis zu seiner Pensionierung nach 31 Dienstjahren blieb. Er lebt heute noch in der nordhessischen Stadt.

OP REPORT 6 versammelt zu einem Thema
Artikel aus der Oberhessischen Presse,
die es wert sind, über den Tag hinaus,
gelesen zu werden.

ISBN 3-924269-98-X